

Günther Anders

VISIT BEAUTIFUL VIETNAM

ABC der Aggressionen heute

Pahl-Rugenstein Verlag · Köln

*Den Studenten und denjenigen jungen Gewerkschaftlern,
die durch ihre Entschlossenheit,
weder sich selbst noch andere
betrügen oder mißbrauchen zu lassen,
zur Hoffnung für morgen geworden sind,
und die durch ihren Mut
auch uns Ältere
vor der Entmutigung bewahren.*

März 1968

Günther Anders

Visit Beautiful Vietnam
ABC der Aggressionen heute

© 1968 by Pahl-Rugenstein Verlag, Köln, für die Ausgaben in deutscher Sprache

Für den Schutzumschlag wurden Photos von Associated Press verwendet

Herstellung Franz W. Wesel, Baden-Baden

Printed in Germany

Vorwort

In letzter Minute

Ursprünglich hatte ich es nicht für erforderlich gehalten, dieser Sammlung von Grundsatzglossen eine Bemerkung vorzuschicken. Was ich noch vor zwei Monaten, als ich die im Laufe der letzten drei Jahre gesammelten Kommentare zum Vietnamkrieg dem Verleger übergab, als überflüssig betrachtet hatte, das erweist sich nun, da sich die Situation durch den massiven Gegenangriff der Vietnamesen auf den amerikanischen Angreifer täglich verändert, als ratsam. Nicht unmöglich, daß sich durch ein Gelingen der vietnamesischen Offensive die Lage radikal zum Guten, oder — wer weiß? — durch den amerikanischen Einsatz taktischer nuklearer Waffen radikal zum Schlimmen wenden werde. Und durchaus nicht undenkbar, daß sich unter diesen Umständen die Frage erheben wird, ob denn die hier vorgelegten Analysen (unterstellt, sie seien zur Zeit ihrer Niederschrift gültig gewesen) auch heute noch gültig seien.

Ich glaube: ja. Und zwar aus folgendem Grunde.

Nahezu alle hier aufgestellten Thesen beziehen sich auf die Mentalität des heutigen Imperialismus. Wie der Leser schon nach der Lektüre von nur wenigen Seiten erkennen wird, unterscheidet sich diese Mentalität fundamental von der des Imperialismus der Vergangenheit — was vor allem auf die Attitüden zutrifft, die der heutige, in Vietnam sein Exempel statuierende Imperialismus, gegenüber Wahrheit und Lüge einnimmt. Diese neuen Attitüden werden durch die Veränderung der strategischen und taktischen Lage, die in der jüngsten Zeit eingetreten ist, nicht berührt. Ebensowenig werden natürlich deren Charakterisierungen dadurch tangiert. Im Gegenteil: *die hier gelieferten Momentaufnahmen des heutigen Imperialismus gelten nicht nur »noch«, viel eher »schon«.* Ich sage »schon« deshalb, weil Vietnam ja, wie Johnson, Rusk etc. zu betonen nicht müde geworden sind, einen Modellfall darstellt, d. h.: weil auch andere, wenn nicht alle

unterentwickelten Völker eine vietnamartige Behandlung zu gewärtigen haben, sofern sie sich nicht (womit wohl nicht zu rechnen ist) durch das ihnen vor Augen geführte Testbild von Dezimierung dazu bringen lassen, auf ihre Freiheitsbewegungen und auf ihr Ziel nationaler Unabhängigkeit zu verzichten. Das bedeutet aber nichts anderes, als daß, wie immer der Ausgang dieses einen und gewissermaßen »ersten« Vietnamkrieges ausgehen wird, die Mentalität der Aggressoren konstant bleiben wird. Da wir also »Vietnams« im Plural in anderen Ländern Asiens, Afrikas, Mittel- und Südamerikas zu erwarten haben (über die Frage, ob viele gleichzeitige »Vietnams« im Sinne von Che erwünscht sind oder nicht erwünscht, ist durch deren Erwartung noch nichts präjudiziert), wird die Analyse der hinter der heutigen Aggression stehenden Mentalität, sofern diese heute wahr ist, auch morgen und übermorgen wahr sein. An Aktualität haben meine Thesen leider vorerst nichts eingebüßt, und die Wahrscheinlichkeit, daß sie an Aktualität morgen oder übermorgen einbüßen werden, die ist leider ebenfalls gleich Null.

Dies trifft auch für jene Stücke des Buches zu, die nach dem Beginn der vietnamesischen Gegenoffensiven im Jahre 1968 geschrieben wurden. Diese Abschnitte fügen sich — wie die anderen Einzelstücke durch den aktuellen Anlaß, auf den sie Bezug nehmen, zeitlich ohne weiteres erkennbar — der eigentlichen Absicht der Sammlung ohne Zäsur ein. Verleger und Verfasser ziehen es als möglich in Betracht, diesem Bande einen zweiten, gleichfalls aus täglichen Analysen und Grundsatzzüssen zusammengesetzten folgen zu lassen.

März 1968

Inhalt

Visit Beautiful America	15
Visit Beautiful Vietnam	16
A B C	17
Ante	18
Apologetische Vorbemerkung	18
Die Ärmsten	18
Segen der Autarkie	19
Unerläßlicher Avantgardismus	21
Basically Haters	21
Beides oder nichts	22
Betrug vermittelt falscher Sprachform	24
Beurteilung durch Verurteilung	25
Blamage	25
Wir Chamberlains	27
Crimes Before The Crime	29
Crimes Within A Crime	29
Christening I	30
Christening II	31
Divina Commedia	32
Damn-Preise	33
Demokratie	33
Dialektik der Größe	34
Die dreifache Beschädigung	36
Dry Up The Water	37
Egal	37
Der Ehrenschatz	38

Die Ehrung	38
Die Eigenschaften	39
Eiszeitgedanken	41
Entspannung	42
Erbarmen für Jedermann	43
Nicht der Erpresser, der Erpreßte ist schuldig	44
Establishment	45
Exploitierte Spieler	45
Falsche Bundesgenossen	47
Farben-Lehre von heute: Schwarz vor Gelb wird Weiß	48
Feigheit als Fairneß	50
Feindschaft heute	51
Fliegende Hengste	52
Freigeben	52
Freiheit	53
Freiheit hüben und drüben	54
Der Friedensfürst	55
Gangster	56
Das Gebet von heute	57
Gegen-Maquisards	61
Genocid – kein heutiger Kriegaakt ist nicht-genocidal	62
Geographie der Moral	65
Gesichtslos	67
Gleiches Recht auf Unrecht	68
Gnade	71
God's Own Country	72
Der mißbrauchte Gott	73
Good Kills	73
Gott als Diffamierungsgerät	74
Gratis	74
Grenzen des Herstellbaren	75
Gutes Gewissen	77
Hochmuth kommt vor dem Fall oder They've Had It	78
Harmonie	79
Die Hauptsache	79
Das heilige Leben	80

Das höchstindustrialisierte Land der Welt	80
Was Humanität ist I	81
Was Humanität ist II	82
Was Humanität ist III	83
Ideologielosigkeit	83
Immoralität, deren Definition	87
Logik der Infamie	87
Die fünf Inferioritäten	87
Johnson, sich selbst dem Papst überreichend	94
Komplizen	95
Der konsumierte Krieg	97
Konterrevolutionäre Dialektik	99
Auf den Kopf gestellt	100
Die schlimmste Korruption	101
Kriecherei	102
Der Kühne	103
Das Laboratorium	105
Der Lebensretter	106
Johnsons Lippen	107
Unliquidierbare Liquidierung	108
Love Your Enemies	109
Die Obsoletheit der Lüge	111
Die Wahrheit lügen	113
Lüge unter Spießgesellen überflüssig	114
Der Luxus	115
Mad Minute	116
Menschlichkeit, deren Definition	116
Moden	117
Das monströseste Datum	117
Moralistsein heute	118
Mord im Dom	120
Mores beibringen	122
Sed morti	123

Mündige und Unmündige	123
Was Mut ist	124
Nahe	125
Nicht der Käufer, der Verkäufer ist schuldig	125
Nicht mehr lügen	126
Noch nicht einmal scheinheilig	129
Nuancen	130
Die Nehmer	130
It Never Occurred To Me	131
Nothing To Hide	131
Nur	134
Nur monströs	135
Offener Brief	135
Only Abroad	137
Panik	138
Lob der Plumpheit	140
Plural und Singular	140
Politik ohne Bart	141
Über das Protestieren	142
Pyrrhussieg	144
Rationalisierung	145
Die Regel und die Ausnahme	146
Das Reifezeugnis	148
Ein reizvoller Platz	148
Segen des Reproduktionszeitalters I	149
Segen des Reproduktionszeitalters II	149
Die Rettung	150
Das Reue-Geschäft	151
Rüstungsindustrie und Entrüstungsindustrie	151
Sanitation	152
›Säuberungen‹ und Säuberungen	153
Saving Face I	154
Saving Face II	154
Schande — der Preis der Würde	155

Schlimmer als das Morden selber	156
Schönheit	157
Sich wehren beweist Schuld	158
Das Land der unbegrenzten Sensationslosigkeiten	158
Siege und Niederlagen	160
Die Sieger	160
Spiel und Ernst	161
Spielchancen	162
Spuk	163
Der Sturmbannführer von heute	164
Symbolische Kontingente und Symbole des Kontingenten	168
Tauben, Habichte und Zwischenvögel	169
Die Test-Niederlage	170
Todeskuß	170
Truth Begins At Home	172
Unilateralität	173
Das Unscheinbare	175
Verändern genügt nicht	176
Was nicht vergessen werden darf	180
Vergeudung heute	183
Verkehrstote	184
Vernichtungen	185
Der Versager	186
Verräter heute	187
Dialektik der Verspätung	187
Das versteckte Verstecken	188
Zum Verzweifeln	189
Vokabelsoziologie	189
Das Vorzugsrecht	190
Voyeurs	192
Unwahre Wahrheit	193
Die Lüge wahr machen	197
We're All Ears	198
Klimax der Wahrhaftigkeit	199

Der Widerruf	200
Wiedergutmachung	203
Zielverfehlung als Ziel	204
Zwischenfälle	205
Drei Zeugen	206
Abermals Visit Beautiful Vietnam	207

Visit Beautiful America

Vielleicht wäre der Titel ›Visit Beautiful America‹ für diese unsere Grundsatzglossen angemessener gewesen als der Titel, den wir tatsächlich gewählt haben. Denn — machen wir uns keine Illusionen — die heute wirklich gültige Frontlinie verläuft nicht mehr zwischen der herrschenden und der beherrschten Klasse, sondern zwischen den herrschenden und den beherrschten Völkern. Die Vereinigten Staaten beweisen das aufs deprimierendste, da es dort ja keine Gruppe gibt, die so loyal hinter dem von ihrer Regierung geführten Zerstörungskrieg stünde wie die Gewerkschaften. Nichts ist diesen lieber, als, obwohl selbst in einem vom Kriege verschonten Lande lebend, doch in eine Kriegswirtschaft integriert zu sein; nichts willkommener, als zu wissen, daß die Produktion der von ihnen Tag für Tag erzeugten Produkte durch prompten Verschleiß garantiert bleibt; nichts angenehmer, als daß dadurch ihre eigene Kaufkraft ständig gesteigert und dadurch sogar auch die Konsumgüterindustrie mitanhoben und dadurch wiederum weiteren Arbeitern Arbeit verschafft wird; daß andererseits durch ihre regelmäßige Massenproduktion von Waffen viele virtuelle Arbeiter oder Arbeitslose als Soldaten außer Land, wenn nicht sogar in einem endgültigeren Sinne zum Verschwinden gebracht werden — nichts also ist den Arbeitern in Amerika willkommener als Johnsons imperialistischer Krieg, der auch sie zu Kriegsgewinnlern macht.

Nein, Proletarier in Vietnam (oder in welchem have-not-country immer der nächste Vietnam-artige Aggressionskrieg organisiert werden wird) — darauf, daß die Proletarier der Aggressionsländer Solidarität für Euch verspüren oder gar durch Streiks beweisen werden, darauf rechnet unter gar keinen Umständen! Für sie existiert Ihr nicht. Selbst in jenen Ländern, die aus der Aggression auf Euch und Euresgleichen noch keine direkten Vorteile ziehen, solidarisieren sie sich bereits mit denen, die Euch angreifen, selbst dort hassen sie bereits jene Intellektuellen, jene Einsichtigen, die Eure Sache, die Sache Eurer Befreiung und die des Friedens zu ihrer eigenen Sache gemacht haben. Und wenn Ihr im Mekongdelta oder in Hué zugrundegeht, also tatsächlich ›inexistent‹ werdet — Eure angeblichen Kameraden in den Aggressionsländern, die dortigen Arbeiter, die weinen Euch ebensowenig Tränen nach, wie die Unternehmer, in deren Produktionsstätten sie arbeiten. Nein, ›Proletarier‹ sind sie nicht mehr, son-

dern die Komplizen Eurer Feinde. Und Komplizen nicht nur deshalb, weil sie, wie in früheren Kriegen, als Soldaten gegen Euch ausgeschickt werden – dafür können die wenigsten von ihnen –, sondern gerade als Arbeiter. Macht Euch keine Illusionen! Zwar gibt es in Amerika nur wenige Flecke, wo Präsident Johnson, ohne sich gefährdet zu fühlen, auftreten könnte. Aber einen Platz gibt es: denjenigen, wo die Gewerkschaftskongresse stattfinden. Und wenn Ihr über das Radio zufällig Ovationen für den aus dem blutgedüngten Vietnam zurückkehrenden Johnson gehört habt, dann hattet Ihr zufällig die Station Miami aufgedreht und jenen enthusiastischen Applaus vernommen, den die letzte AFL-CIO-conference ihm bereitet hat.*

›Proletarier aller Länder? Nein, auf deren Vereinigung hofft nun nach 120 Jahren nicht mehr, höchstens auf die Vereinigung der proletarischen Länder. Und auf die Solidarität und Bundesgenossenschaft derjenigen Männer und Frauen in den nichtproletarischen Ländern, die das Spiel durchschaut haben, das der heutige Kapitalismus spielt, und die den Mut gefunden haben, umgeben von ihnen feindlichen Millionen ein Nein zu riskieren.

Visit Beautiful Vietnam

– jawohl! ›Besuchen Sie das schöne Vietnam‹, so heißt es in der Broschüre, die das vietnamesische Reisebüro herausgegeben hat, und so noch im Januar 1967. Der Ruf ist in der Tat nicht im Leeren verhallt. Obwohl man annehmen sollte, daß diejenigen Häuser, die von den amerikanischen Militärs noch nicht demoliert worden sind, von diesen überfüllt seien, hat sich offenbar doch noch genügend Raum für zusätzliche Eindringlinge gefunden, denn die Zahl der Touristen hat sich im Jahre 1966, während die Napalmbomben fielen, während Dörfer in Flammen aufgingen, und die Kinder sich in Gelee verwandelten, verdoppelt, sie ist von 22 000 auf 45 000 gestiegen, das St. Moritz von Vietnam, Dalat, 200 km von Saigon entfernt, genießt als Höhenkurort besondere Beliebtheit, die rasche Flugverbindung zwischen Saigon und dort funktioniert nach wie vor – kurz:

* Siehe Martin Hall, Widersprüche auf der amerikanischen Szene, Blätter für deutsche und internationale Politik, Februar 68, S. 177/180.

›Relax in Dalat!‹* – Wer es dagegen mehr auf Kultur abgesehen hat, mehr auf Photos als auf Hautbräunung, der begibt sich etwas weiter, in die ehemalige Residenzstadt von Annam, nach Hué, um dort die Tempel und die Paläste der ehemaligen Könige zu knipsen, oder um sich – denn auch die Anmut asiatischer Jungfrauen ist als Kulturwert ja nicht zu verachten – von jungen Mädchen auf dem Hué-Fluß herumrudern zu lassen – kurz: ›Be a Pasha in Hué!‹** – während, ein paar Kilometer von dort entfernt, die Napalmbomben fallen, die Dörfer in Flammen aufgehen, und die Kinder sich in Gelee verwandeln.***

ABC

Wenn wir uns – und die Gefahr existiert z.B. in der Antiatombewegung – auf die Bekämpfung der ›Atomwaffen‹ beschränken, dann blamieren wir uns als ABC-Schüler unserer Epoche, als Schüler, die bei A steckengeblieben sind. Manche Leute glauben, daß die B- und C-Waffen, die bakteriologischen und die chemischen oder die neuen mechanischen Waffen wie der ›lazy dogs‹, deren Produktion heute blüht, und deren Testlaboratorium Vietnam von Tag zu Tag größer wird – daß diese Waffen nicht so direkt den Untergang der Menschheit herbeiführen wie die atomaren Waffen und deshalb weniger gefährlich seien. Das ist eine furchtbare Selbsttäuschung. Entscheidend ist nämlich, daß diese neuen Waffen nur deshalb als ›nur relativ gefährlich‹ und ›konventionell‹ klassifiziert, wenn nicht sogar als ›human‹ in Kauf genommen werden, weil es die Totaldrohung der Atomwaffen gibt; weil diese Drohung zum Maßstab geworden ist; weil, was heute als ›human‹ gilt, von der Atombombe bestimmt wird. In anderen Worten: die Herstellung und die tägliche Erprobung und Verwendung der neuen Waffen in Vietnam finden unter dem Schutz der atomaren Drohung statt. Diese ist in der Tat ein ›Schuld‹ – aber wahrhaftig nicht in dem Sinne, in dem das Wort gewöhnlich von den Managern der öffentlichen

* Entspann in Dalat!

** Sei ein Pascha in Hué!

*** Ähnliches gilt von Südkorea, dessen eine Million Kriegstote bergender Friedhofsboden nun zum beliebten Reiseziel geworden ist. Nach amtlichen südkoreanischen Quellen betrug die Zahl der Touristen, die im Jahre 1966 Südkorea besucht haben, 45 000.

Meinung verwendet wird. Denn was durch die Atomdrohung beschützt wird, ist nicht etwa der Friede oder die Menschheit, sondern die Produktion jener Vernichtungsmittel, deren Effekt nicht total ist. Und diese Funktion der Atomwaffen: die Funktion, die Herstellung der anderen Waffengattungen zu beschützen, die haben wir genauso energisch zu bekämpfen wie die Atomwaffen selbst.

Ante

Es ist absurd, daß wir die Ereignisdaten der römischen und der griechischen Geschichte mit Hilfe einer auf den Kopf gestellten christlichen Skala festlegen, also Ereignisse dadurch kennzeichnen, daß sie fünfzig oder fünfhundert Jahre vor Christi Geburt, mit der sie nichts zu tun gehabt hatten, stattgefunden hatten. Auf eine derartige Umkehrung der Skala haben allein wir das Recht: denn wir leben in der Tat ›ante‹. Freilich nicht vor einer Geburt, sondern vor einem Ende.

Apologetische Vorbemerkung

Daß ich in den folgenden Seiten von ›Viet Cong‹ spreche statt von — wie sie sich selbst nennen — Viet Minh oder F. L. N., daß ich diese Bezeichnung verwenden muß, ist bereits das Zeichen einer Niederlage. Denn das Wort ›Viet Cong‹ (das eine verdorbene Version von ›Vietnamese Commie‹ darstellt) ist ein verächtlicher und abfälliger Ausdruck, es entspricht den Ausdrücken ›Jud‹ oder ›Nigger‹. Es ist tief deprimierend, daß man, um sich überhaupt verständlich zu machen, diese Vulgärausdrücke mitverwenden muß. Aber die Vulgären, die diese Ausdrücke geprägt und eingeführt haben, haben eben mindestens als Sprachregler so gründlich gesiegt, daß selbst wir, wenn wir die Erniedrigten und Beleidigten und sich zur Wehr Setzenden in Schutz zu nehmen versuchen, auf die beleidigenden Ausdrücke nicht mehr verzichten können.

Die Ärmsten

Wer klagt an?

Wir? Wir, das Russell-Tribunal?

Wir haben das nicht nötig. Wir sammeln, überprüfen und publizieren die Unterlagen.

Das Anklagen überlassen wir den Amerikanern selbst.

Denn es gibt keine Anklage, die furchtbarer wäre, als jener amtliche amerikanische Bericht über die 77 000 Tonnen von Bomben, mit denen die Armee Johnsons im Monat März 1967 Vietnam auszurotten, bzw. die Freiheit der freien Welt zu retten, versucht hat. Es gibt keine Bezeichnung, die unwiderlegbarer wäre, als die Selbstbezeichnung der Amerikaner.

77 000 Tonnen. Was bedeutet diese Ziffer?

Daß Korea, das monatlich nur den Abwurf von 17 000 Tonnen zu erdulden gehabt hat, in seinen schlimmsten Tagen ein glückliches Land gewesen sein muß.

Und daß England in den entsetzlichen Tagen des ›Blitzes‹ sogar ein gesegnetes Land gewesen sein muß, da ja das Tonnage-Quantum, das während der gesamten fünfjährigen Dauer des zweiten Weltkrieges über dem Lande niedergegangen war, geringer gewesen war als das Quantum, das nun monatlich auf Vietnam niederregnet. Nein, es kann kein Tribunal geben, das fähig wäre, die Amerikaner so niederschmetternd anzuklagen, wie sie sich selbst angeklagt haben.

Voll Angst und voll Mitleid fragt man sich: Wie um Gottes willen wollen sich die Johnsons, die Rusks, die McNamaras und die Westmorelands — wie sollen sich diese Ärmsten gegen diese ihre Bezeichnung verteidigen?

Segen der Autarkie

Als ›autark‹ gelten Länder bekanntlich dann, wenn sie auf Importe von auswärts nicht angewiesen sind und ausschließlich heimische Produkte konsumieren. —

Offensichtlich bildet sich heute bei den amerikanischen Truppen in Vietnam ein neuartiger Typ von Autarkie aus. Im Unterschiede zu den Soldaten früherer Kriege, zu jenen Beklagenswerten, die dazu verurteilt gewesen waren, in fremden Ländern, deren Eroberung und Verwüstung ihnen aufgetragen worden war, von fremder Speise zu leben und durch fremdartige und in der Fremde hergestellte Waffen zugrundezugehen, genießen die heutigen amerikanischen Soldaten nicht nur die Chance — diese war ihnen ja auch schon im

zweiten Weltkriege vergönnt gewesen – überall und gleich in welchem Dschungel ihr heimatliches Coca-Cola zu trinken und ihre heimatlichen Pin-up-Busen zu beäugen, sondern sogar die, überall und gleich in welchem Dschungel, den American way of Death, den heimatlichen Tod zu konsumieren: nämlich heimischen Erzeugnissen zum Opfer zu fallen, Erzeugnissen, deren Erwerb sie selbst (als Steuerzahler) mitfinanziert hatten, die dann (was ja eigentlich tröstlich ist) von fellow-Americans back home produziert worden waren, und die dann schließlich, wiederum von fellow-Americans, speditiert und den südvietnamesischen Alliierten übergeben worden waren. Durch welche Manipulationen diese Produkte schließlich bei den Viet Congs landen*, ist eine Frage für sich, auf jeden Fall ist dadurch, daß die amerikanischen Waffen in die Hände der Gegner fallen, dafür Sorge getragen, daß ›alles schön in der Familie‹ bleibe, da nun ja außer den Produzenten und Spediteuren des Todes auch dessen Konsumenten Amerikaner sind. Trotz des Umwegs über Viet Congs, oder richtiger mit Hilfe der Viet Congs, bleibt das Monopol der Waffenherstellung und das Ideal des autarken Konsums aufrechterhalten.

Das Geschoß, das Mac als Steuerzahler mit möglich gemacht hatte, war dann nicht nur von einem seiner Brüder hergestellt und von einem seiner Schwäger nach Vietnam gebracht worden, sondern schließlich auch von ihm selbst – nämlich durch den Akt seines Sterbens – konsumiert worden.

Dazu kommt ferner, daß der Gegner durch seine Verwendung der in den USA erzeugten Waffen jede Produktions-Stagnation dort verhindert, daß er die Amerikaner dazu zwingt, weiterzuerzeugen, und zwar nicht nur *mehr* Exemplare der bereits verwendeten und bewährten Waffentypen, sondern auch (da die Aufgabe nun ja darin besteht, die eigenen, in die Hände des Feindes geratenen Waffen zu schlagen) auch neue und bessere Waffentypen. Kurz: *Amerika hat nun die Chance, mit sich selbst in Konkurrenz zu treten.* –

Wenn es in diesem Akkumulations-Mechanismus jemanden gibt, der unser Bedauern verdient, dann allein der arme Feind, da dieser ja nicht ahnt, welch unentbehrliche Rolle er spielt: daß er nämlich,

* Eine AP-Meldung vom 13. 11. 1966 besagt, bis zu 40% der Hilfsfonds der USA und der von diesen nach Südvietnam beförderten Güter werden gestohlen oder vergeudet.

und dazu noch unbezahlt, als ein Angestellter der amerikanischen Industrie funktioniert. Denn soviel ist gewiß: ohne seine tägliche Mitarbeit (durch die freilich dann und wann auch ein Amerikaner zugrundegeht – aber in welchem Betrieb gäbe es keine Arbeitsunfälle?) wäre die tägliche Steigerung und Verbesserung der amerikanischen Produktion nicht gesichert. Man sollte Gott danken für seine Feinde. Neulich hat Johnson einen Sonntag zum ›Tage des Gebets‹ bestimmt. Wäre es nicht vielleicht angezeigt, Herr Präsident, einen späteren Sonntag einmal zum ›Tage des Dankes an die Feinde‹ zu bestimmen?

Ebensowenig vergessen sollte man schließlich den Segen der menschlichen Fehlgriffe. Nichts geht über Defekte. Zuweilen gelingt es der American Army nämlich, die ihr vom Viet Cong zufällig nicht gestohlenen Waffen dadurch aufzubrechen, daß sie ihre eigenen Kontingente samt deren Waffen attackiert – Irrtümer, die nicht nur menschlich sind, sondern, wie gesagt, auch sehr lohnend, da ja durch sie, genauso wie durch die Kämpfe mit Viet Congs, sowohl die Waffen der Angreifenden wie die der Angegriffenen (in beiden Fällen amerikanische, oft identische Typen) aufgebraucht werden; deren Weiterproduktion also endgültig verbürgt bleibt.

Unerläßlicher Avantgardismus

Gewisse Taufen können gar nicht früh genug stattfinden. Daß der ›dritte Weltkrieg‹, obwohl er ja noch nicht zur Welt gekommen ist, heute bereits seinen Namen trägt, und daß er bei diesem seinem pränatalen Namen sogar schon rund um den Erdball bekannt ist, das ist vollkommen berechtigt. Denn wer sollte ihn denn, wenn er erst einmal *da* ist, und wenn er erst einmal die Welt, zu der er gekommen ist, zerstört hat, benennen? Und wer ihn als ›dritten‹ abzählen?

Basically Haters

Nach dem großartigen Erfolg der ›Spring Mobilization‹ 1967 gegen den Angriff auf Vietnam – und von einem großartigen Erfolg darf man wohl schon deshalb sprechen, weil sie Hunderttausende auf die Beine gebracht hat – sah der Chairman der North California Sec-

tion of SANE offenbar keine dringlichere Aufgabe, als die, von dieser Massenkundgebung so weit wie möglich abzurücken. Zu diesem Zwecke gab er die Erklärung ab, die Organisatoren dieser Mobilization seien ›basically haters‹, also ›im Grunde nichts als Hassler‹. Recht hat er. Das sind wir.

Aber seit wann ist es denn, sofern man das Übel haßt: z. B. das Genocid und die Teilnahme am Genocid; und sofern man die Üblen haßt: z. B. diejenigen, die uns dazu zwingen, am Genocid teilzunehmen, und diejenigen, die die Tatsache ihres Genocids verschleiern – seit wann ist denn eine Schande, derartiges und derartige zu hassen? Gibt es denn etwas Häßlicheres und Gehässigeres, als seine Mitmenschen, ohne deren Haßmotive und Haßgegenstände anzugeben, als Hassler zu verleumden? Und etwas Hassenswerteres, als wenn der Verleumder, der sich selbst ja als Friedensfreund bezeichnen würde, mit seiner Verleumdung sich bei denen akzeptabel und lieb Kind zu machen versucht, die den Krieg *nicht* bekämpfen? Oder sogar bei denen, die diesen mit anheizen? Oder sogar bei denen, die diesen erzeugen?

Nein, Gehässigeres, Häßlicheres und Hassenswerteres ist schwer vorstellbar. Aber natürlich auch nichts Praktischeres. Denn ein Zeitgenosse, der einmal als ›reiner Hassler‹ klassifiziert worden ist, der gilt nun damit natürlich als einer, der (wie es im Idioten-Idiom heißt) ›im rein Negativen stecken geblieben‹ ist. Was automatisch zur Folge hat, daß dessen Antipode, also *der Kriegslüsterne, zum Repräsentanten des sog. ›Positiven‹* (was immer das sein mag), wenn nicht sogar der Liebe, *aufbrückt*. Ein größerer Dienst als der, den dieser Chairman von SANE den ›Habichtern‹ erwiesen hat, kann diesen wohl kaum erwiesen werden.

Beides oder nichts

Die Einsichten Carmichaels,

● daß der Kampf *gegen* den Krieg in Vietnam und *für* Civil Rights einer und derselbe ist;

● daß es moralisch inkonsequent, deshalb letztlich erfolglos, ist, für diese Rechte zu kämpfen, wenn man sich zugleich als ein Gerät des Imperialismus, also dazu benutzen läßt, die Lebensrechte anderer Völker zu zerstören;

● und daß man erst recht nicht für die eigenen ›Civil Rights‹ eintreten kann, wenn man andererseits als Berufssoldat, z. B. als Offizier, die Rechte anderer Völker bedroht oder zerstört – diese Einsichten, daß man sich für die zwei Ziele: für die eigene Gleichberechtigung und für die Entrechtung anderer nicht zugleich einsetzen kann, die sind für die Mehrheit der farbigen Bevölkerung leider alles andere als selbstverständlich. Die ungeheure Beliebtheit Martin Luther Kings scheint, als dieser bei den Spring Mobilization-Demonstrationen spät aber doch seiner unzweideutigen Opposition gegen den Vietnamkrieg Ausdruck gab, mindestens erst einmal geringer geworden zu sein. Nicht nur sehen die (in Dialektik natürlich genausowenig wie die Weißen eingeübten) Farbigen nicht, daß sie sich dazu entschließen müssen, entweder für Civil Rights *und* Kriegsende in Vietnam zugleich einzutreten, oder für keines von beiden Zielen; sondern sie glauben sogar, daß, wer wie Martin Luther King an der ›Stop-the-War-in-Vietnam‹-Bewegung teilnehme, seine Energien, die er eigentlich ausschließlich seiner eigenen Bewegung widmen sollte, zerstreue und vergeude. Trauriges Beispiel für diese Einsichtslosigkeit: Joseph McNeil, der vor sieben Jahren, im Jahre 1960, als erster ein sit-in in einem Lokal in North Carolina, in dem er als Farbiger nicht bedient worden war, organisiert und dafür Arrest-Strafen riskiert hatte. Es ist zum Verzweifeln, aber dieser selbe McNeil hat nun seine Karriere in der Luftwaffe gemacht, dieser selbe McNeil erklärt nun, daß er stolz darauf sei, als Offizier bereits mehr als vierzig ›Combat Support Missions‹ über Vietnam hinter sich zu haben, und daß er sich nun als ein ›Military Man‹ fühle, der – man traue seinen Ohren nicht – spüre, daß er dort ›something worthwhile‹* zu tun habe. Worthwhile indeed.**

Die Tatsache, daß er die Freiheit, für die er als Civil-Rights-Man eingetreten war, und die er auch heute noch erhofft, ruiniert, die ist ihm nicht nur unerkennbar geworden, vielmehr findet er, daß ›wir‹ (worunter er nun die United States versteht) den Krieg, da ›wir‹ nun einmal in diesem stecken, auch durchfechten und gewinnen müssen – ein Argument, das die Gegner der Civil-Rights-Bewegung natürlich mit dem gleichen Recht verwenden könnten. Außerdem findet er aber auch, daß die Civil-Rights-Bewegung noch immer viel

* etwas Lohnendes

** wahrhaftig lohnend

zu langsam vor sich gehe. Wenn das Letztere zutrifft (und natürlich trifft das zu), dann hat er das nicht zuletzt sich selbst vorzuwerfen. Denn als Kämpfer in Asien zerstört er, im Unterschiede zu Carmichael, der den Zusammenhang erkannt hat, die Bewegung, für die er sich angeblich einsetzt; jeder Schuß, den er in Vietnam feuern wird, wird ›backfire* und einen der Seinen in den Vereinigten Staaten treffen.

Betrug vermittelt falscher Sprachform

Wo Schuldige unterschlagen werden sollen, da werden deren Aktionen als selbständig funktionierende Prozesse hingestellt. ›Der Vietnamkrieg droht‹, so behauptet die Wiener ›Presse‹ vom 23. August 1966, ›sich immer mehr auf weitere Länder Hinterindiens auszu-dehnen.‹ Offenbar ist dieser Krieg ein selbständiges Wesen, das sich von sich aus ausdehnen kann, nein, sogar die noch raffiniertere Fähigkeit hat, mit Selbstausdehnung zu drohen. Wenn solche Ausdehnung automatisch vor sich geht, dann ist sie natürlich höchst gefährlich. Kein Wunder also, wenn die Amerikaner darauf reagieren. Was um so berechtigter ist, als ihre Reaktion den höchsten moralischen Erfordernissen genügt. Der übernächste Satz in diesem Zeitungstext teilt nämlich nicht nur mit, daß die Amerikaner auf Grund der mysteriösen Selbstausdehnung, vermutlich um diesen beunruhigenden Vorgang unter Kontrolle zu halten, fünf militärische Flugplätze anlegen, vielmehr ›haben die USA‹ – auch heute gibt es eben noch wahre Selbstlosigkeit – wie am Montag aus informierten Kreisen in Bangkok verlautete, beschlossen, für die Kosten der Vergrößerung von fünf militärischen Flugplätzen in Thailand aufzukommen. –

Hut ab! Man stelle sich das vor! Da dehnt sich also aufs unheimlichste und ohne alle Schuld Amerikas in Vietnam ein automatischer Krieg aus. Und die armseligen USA, die doch weiß Gott nicht dazu verpflichtet wären, sich um diesen fernen Kontinent zu kümmern, die springen ein, so als wäre das fremde Land ihr eigenes Land, um dort den sich automatisch ausdehnenden Vietnamkrieg in Schach zu halten. Also diese Leute greifen in die eigene Tasche und lassen harte Dollars springen, damit es in einem fernen Lande Flugplätze gebe.

* zurückfeuern

So sehen Vietnamkrieg-Nachrichten in führenden Zeitungen Europas aus. Als Quellen für diese eine Nachricht hat die ›Presse‹ gleich die ap, afp, dpa, upi und reuter zusammen zitiert. Die Meldung kann also nicht nur nicht falsch sein, vielmehr strahlt sie sogar die fünffache Wahrheit der fünf Agenturen aus.

Beurteilung durch Verurteilung

Nichts einfacher als zu beurteilen, ob jemand ein Viet Cong ist oder nicht. Man braucht den Mann oder die Frau nur zu töten. Jeder Tote beweist nämlich durch seinen Tod, daß er ein Viet Cong gewesen sein muß.

Blamage

Wie gut es Karl Kraus noch gehabt hatte! Denn gleich, ob er durch den Hohn, den er über seine Opfer ausgoß, seine stupiden, vulgären und blutbefleckten Zeitgenossen wirklich blamiert hat, und ob es ihm wirklich gelungen ist, ein bißchen gegen die Gemeinheit seiner Mitwelt auszurichten – undenkbar scheint es mir, daß er diesen Erfolg für völlig unmöglich gehalten habe. Ohne diese Hoffnung würde seine Unermüdlichkeit rätselhaft bleiben. – Und selbst diese Minimalhoffnung bleibt uns mißgönnt.

Blamieren erfordert stets drei: einen Ersten, der einen Zweiten blamiert; diesen Zweiten; und schließlich – denn ohne ein ›coram‹ gibt es keine Blamage – denjenigen, vor dem man diesen Zweiten blamiert.

Nun, an Blamablen mangelt es gewiß nicht. Und Männer, die das Zeug haben, die Blamablen von heute zu blamieren, und die dazu auch die moralische Legitimierung besitzen, die gibt es gewiß ebenfalls. Aber wie steht es mit dem ›coram‹? Gibt es denn Gruppen oder Instanzen, vor denen die zu Blamierenden sich blamieren könnten? Gruppen oder Instanzen, die die Blamierten oder die sich Blamierenden als blamiert empfänden? Vor wem hat sich denn Adenauer blamiert, als er ohne jede Unterlage, aber auch ohne sich dazu verpflichtet zu fühlen, auch nur den Schatten einer Unterlage vorzuweisen, den ›Spiegel‹ als einen ›Abgrund von Landesverrat‹ bezeichnete? Und vor wem hat sich denn Augstein blamiert, als er

sich trotz dieser Infamie mit Adenauer zu einem gemütlichen Plausch zusammensetzte? Und *vor wem* hat sich denn – um das vulgärste Beispiel zu nennen – Johnson blamiert, als er den Komiker Bob Hope, ehe er diesen als Spaßmacher nach Vietnam schickte, mit dem Ausspruch entließ, daß »ohne Bob Hope kein Krieg ein wirklicher Krieg« sei? Und *vor wem* denn, als er diese Worte, die er offenbar überwältigend komisch fand, für pressereif hielt und für die Agenturen freigab? Ich wiederhole: *vor wem*? Vor uns Europäern vielleicht? Reden wir uns doch nichts ein. Um keine Spur besser sind wir als die drüben. Da wir ja in derselben Zeitung, nein, in derselben Korrespondentenmeldung, und zwar nur zehn Zeilen später, den Mann, der den Hanswurst aufs Schlachtfeld geschickt hat, als den selbstverständlich achtungswürdigen und ernstzunehmenden Präsidenten der Vereinigten Staaten wiederfinden.

Nehmen wir diesen Fall als Beispiel. Gehen wir die Aktoren, die zu dieser Situation gehören, der Reihe nach durch.

● Ist Johnson auf den Gedanken gekommen, daß er sich durch seine Gemeinheit blamiert habe oder auch nur hätte blamieren können?

Nein.

● Ist der von Johnson zum Hanswurst der Blutbäder ernannte Bob Hope auf den Gedanken gekommen, daß er dadurch blamiert sei, oder auch nur blamiert sein könnte?

Nein.

● Sind die Korrespondenten auf den Gedanken gekommen, daß sie Johnson und Bob Hope durch ihre Reports blamiert haben oder blamieren könnten?

Nein.

● Oder auf den Gedanken, daß sie (da sie diese Vulgaritäten ja veröffentlichten, ohne deren Anstößigkeit zu kommentieren) auch sich selbst blamierten oder hätten blamieren können?

Nein.

● Oder auf den Gedanken, daß sie ihre Leser (da sie von diesen ja erwarteten, daß sie auf Grund der Erwähnung des Komiker-namens den Vietnamkrieg erfreulich finden würden) blamiert haben oder hätten blamieren können?

Nein.

● Oder sind diese Leser schließlich auf den Gedanken gekommen, daß sie sich durch ihre Indolenz oder durch den Spaß, den sie an

diesen Gemeinheiten wirklich hatten, blamiert haben, oder hätten blamieren können?

Wiederum nein.

Nein, heute jemanden zu blamieren, das ist, da es keine Instanzen mehr gibt, *vor denen* man ihn blamieren könnte, nicht mehr möglich. Und die blamable Tatsache, daß das nicht mehr möglich ist, die hängt ebenfalls in der Luft, denn wer fühlte sich denn durch diese blamiert, wer könnte sich denn durch sie blamiert fühlen? »*Difficile satyram non scribere*«, hatte es einmal geheißen. Gute Zeiten! Denn heute müßte es leider, da die Hand, die nicht mehr weiß, für wen sie eigentlich schreibt, immer in der Gefahr schwebt, zu erlahmen, heute müßte es nun heißen: »*Difficile satyram scribere*«.

Wir Chamberlains

Wenn eine Parallele zwischen den Geschehnissen des zweiten Weltkrieges und denen des Vietnamkrieges gezogen werden kann, dann darf, so sollte man denken, allein der Aggressor von heute mit dem Aggressor von damals, und das Opfer von heute mit dem Opfer von damals verglichen werden, also z. B. Johnson mit Hitler, Vietnam mit Polen oder dergleichen.

Nein, nichts dergleichen. Nicht seit dem 22. August 1966, seit jenem Tage, an dem Dean Rusk in New York vor amerikanischen Veteranen gesprochen hat. Überflüssig zu erklären, daß man amerikanischen Veteranen genauso widersinniges und unsinniges Zeug servieren kann wie denen anderer Staaten. Gleichviel, vor diesen Männern hatte Rusk die Schamlosigkeit, uns, die Kriegsgegner, uns, die Kritiker des amerikanischen Angriffs auf Vietnam, mit jenen Männern zu vergleichen, die sich im Jahre 38 auf ein »München« eingelassen, die damals also dem aggressionslüsternen Hitler nachgegeben hatten, bzw. sich von diesem in der Hoffnung, mit ihm zusammen eine gemeinsame Front der kapitalistischen Mächte gegen die Sowjetunion aufzurichten zu können, hatten beschwichtigen lassen, und die durch diese ihre Nachgiebigkeit und durch diese ihre Spekulation auf eine gemeinsame Front mit Hitler gegen die Weltrevolution den Weltkrieg effektiv mitverschuldet haben. Würde sich, so meinte nämlich unser famoser (nicht etwa nur falsch denkender sondern falsches Denken bewußt produzierender) Rusk, würde sich

die amerikanische Regierung auf das gleiche Appeasement, auf die gleiche Beschwichtigungspolitik, einlassen, auf die sich vor dreißig Jahren die Chamberlains eingelassen hatten, kurz: würde sie uns, den Chamberlains von heute, Gehör schenken, dann würde sie damit eine ganz gewissenlose Politik treiben, nämlich eine, die zum Kriege, wenn nicht sogar zum 3. Weltkriege würde führen können. Man mache sich das klar: Da stellt sich der außenpolitische Sprecher einer Regierung hin, einer Regierung, die vor Jahren aufs gewissenloseste einen Krieg vom Zaun gebrochen hat und diesen von Tag zu Tag so gewissenlos weiter eskaliert, daß er in jedem Moment in einen atomaren Weltkrieg umschlagen könnte – und dieser Mann wagt es, den, während er spricht, tatsächlich wütenden Krieg als Friedensordnung hinzustellen und zu verteidigen; dagegen diejenigen, die diesen Krieg bekämpfen, also uns, als Chamberlains zu verleumden und lächerlich zu machen.

Ich gestehe, daß ich eine gewisse Anlaufzeit brauchte, ehe ich diese logische Falschmünzerei, bzw. die Zumutung, derart falsch erdachte Gedanken zu schlucken, ganz begriff. Nun begreife ich:

1. daß heute nicht mehr die klassische Maxime ›Si vis pacem, para bellum‹ also ›willst du den Frieden, dann bereite den Krieg vor‹, gilt; daß die heutige Maxime vielmehr lautet: ›wenn du den für dich opportunen Krieg weiterführen willst, dann stelle ihn als Vermeidung des Krieges dar, und die Bekämpfer dieses Krieges als gewissenlose Kriegsverursacher‹;
2. daß Rusk durch seine Warnung vor erneuter Nachgiebigkeit den Glauben zu erzeugen wünscht, daß diejenigen, die für Frieden eintreten, nicht nur einer Drohung nachgeben, sondern einem drohenden Hitler. –

In anderen Worten: die wirklichen Angreifer von heute, die wirklichen ›Hitlers‹, die Rusks, Johnsons und McNamaras unterstellen durch die Festigkeit, die sie gegenüber den von ihnen Überfallenen einnehmen, daß diese Überfallenen die Angreifer von heute, also die Hitlers, seien. Von Veteranen, in deren Augen alle diejenigen, gegen die Amerika jemals Krieg geführt hat, natürlich a priori stets einer und derselben Front zugehören, kann man gewiß nicht verlangen, daß sie Rusks Betrug durchschauen. Da die Söhne derer, die vor 25 Jahren Hitler bekämpft hatten, heute die Dörfer der Vietnamesen niederbrennen, sind die Vietnamesen eben die Hitlerianer von

heute, denen nachzugeben (oder deren Fürsprechern nachzugeben) alle Prinzipien der Freiheit verletzen würde.

Von Mitte November an hat Johnson diesen Vergleich der Gegner seiner Vietnam-Politik mit den Chamberlainianern, also mit den Fürsprechern von München, in seine Reden methodisch aufgenommen. Am deutlichsten und schärfsten in seiner Ansprache vor führenden Industriellen in Washington Anfang Dezember 1967. – In anderen Worten: Diejenigen, die gegen die amerikanische Aggression und Expansion kämpfen, identifiziert er mit denjenigen, die Hitler bei seiner Aggression und Expansion freie Hand ließen. Und eine solche in die Augen springende Absurdität darf und kann der Präsident Amerikas zum Leitmotiv seiner Außenpolitik und seiner Wahlkampagne machen.

Aber darf Rusk damit rechnen, daß die Junioren der amerikanischen Bevölkerung ebenso betrüger sind wie deren Veteranen? Warten wir ab.

*Crimes Before The Crime **

Es genügt nicht, auf diejenigen Kriegsverbrechen den Finger zu legen, die die ›Special Forces‹ oder die ›Leathernecks‹ begehen. Nicht geringer als diese Verbrechen ist das Verbrechen, das diesen vorausliegt: das nämlich darin besteht, daß man normale und konventionelle Amerikaner einundeinhalbes Jahr für das dressiert, was man ganz offen als ›unconventional warfare‹ bezeichnet, also für Tortur und dergleichen. Da der Unterricht in unconventional warfare ** auf eine Verwandlung von Menschen in Kriminelle herausläuft, ist dieses Training mindestens ebenso kriminell wie die Untaten, deren sich die nun Verwandelten schließlich selber schuldig machen.

*Crimes Within A Crime ****

Zwar ist es unerlässlich, immer wieder darauf hinzuweisen, daß die Amerikaner völkerrechtlich geächtete Waffen einsetzen, wie zum Beispiel die Napalmbomben, und daß sie Geräte an Menschen

* Verbrechen vor dem Verbrechen

** unkonventionelle Kriegsführung

*** Verbrechen im Verbrechen

ausprobieren, wie zum Beispiel die (aus Tausenden von Stahlsplittern bestehenden) ›Lazy Dogs‹; und daß sie Tempel zerstören und Krankenhäuser verwüsten und Kinderheime heimsuchen. Und trotzdem: wenn wir uns darauf beschränken würden, diese Verbrechen anzuprangern und gegen diese zu protestieren, dann würden wir einen ganz falschen und ganz irreführenden Eindruck erwecken. Nämlich den, daß gegen den Angriff auf Vietnam moralisch und rechtlich dann nichts einzuwenden wäre, wenn die Angreifer statt Napalm sogenannte konventionelle Waffen verwenden würden; und statt Tempel und Kirchen nur ›konventionelle Wohnhäuser‹ zerstören würden; statt Kranke und Kinder nur ›konventionelle Menschen‹ ausrotten würden. Den Eindruck, daß das unsere Überzeugung sei, den dürfen wir unter keinen Umständen aufkommen lassen. Vielmehr haben wir unzweideutig immer wieder zu betonen: Das eigentliche Verbrechen besteht nicht darin, daß *diese* Waffe statt *jener* verwendet wird, sondern darin, das *Waffen* verwendet werden; nicht darin, daß *dieses* Haus statt *jenes* Hauses zerstört wird, sondern darin, daß *Häuser* zerstört werden; und nicht darin, daß *dieser* Mensch statt *jenes* Menschen liquidiert wird, sondern darin, daß *Menschen* liquidiert werden. Die Verbrechen, auf die man gewöhnlich den Finger legt, sind lediglich ›Verbrechen zweiten Ranges‹, *Verbrechen innerhalb des sehr viel größeren Verbrechens*, das der Angriffskrieg als solcher darstellt. Crimes within a crime.

Christening I*

Am 22. Juli 1966, berichtet die New York Times, ohne dazu Stellung zu nehmen, über das vierte Polaris Submarine ›The Will Rodgers‹ in Groton, Connecticut . . . ›and its christening by Mrs. Hubert Humphrey.‹ – Trotz ihrer Kürze enthält diese Meldung aus der Times fünf widerwärtige, wenn nicht geradezu obszöne Elemente. Widerwärtig ist es:

- daß man diesem Boote, dessen Unterwasserraketen Millionenstädte verwüsten können, nein – denn das ist ja deren raison d'être – verwüsten können *sollen*, einen Namen gibt, so als handle es sich dabei um einen x-beliebigen Kohlen- oder Passagierdampfer;

* Taufe

- daß man dieses Namengeben einer Mordmaschine als ›christening‹ bezeichnet;
- daß man dabei keinen geeigneteren Namen findet als den eines Humoristen;
- daß man diese aus Gotteslästerung, Vulgarität und Dummheit zusammengesetzte Taufprozedur einer Frau zumutet; und schließlich
- daß diese Frau – und zwar nicht irgendeine, sondern die des Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten – diesen Auftrag auch prompt durchführt.

*

Uns bleibt nichts anderes übrig als zu hoffen, daß es jenen Millionen, die durch diese Mordmaschine vielleicht einmal sterben werden, dann zum Troste gereichen wird, zu wissen, daß sie keinem Tragiker, sondern einem Komiker, und keinem von Männerhand, sondern einem von Frauenhand getauften Geschloß zum Opfer gefallen sind.

Christening II

Die amerikanischen Blätter, die von der Beilegung der Differenzen zwischen Johnson und der Familie Kennedy berichten, verwenden den Indianerausdruck ›das Kriegsbeil begraben‹, ›to bury the hatchet‹. Da diese Redensart den Kampf in eine, mindestens von heute aus gesehen, malerische Pionierzeit zurückverlegt, ist sie natürlich Falschmünzerei. Aber verglichen mit dem, was die zwei noblen Familien *tun*, um das Kriegsbeil zu begraben, ist die Falschmünzerei der Redensart noch vergleichsweise harmlos. Wie also begraben die zwei Familien ihre Kriegsbeile? Wie schließen sie Frieden?

Dadurch, daß sie am Tage, an dem der ermordete Kennedy, dessen etwas veränderte Funktion Johnson nun einnimmt, fünfzig Jahre alt geworden wäre, also am 28. Mai 1967, das größte Kriegsschiff der Welt, einen Flugzeugträger, gemeinsam vom Stapel lassen. Die Bewandtnis dieses Schiffes zu erläutern, erübrigt sich, jedermann weiß ja, daß die Aufgabe der auf ihm stationierten Flugzeuge in nichts anderem besteht, als darin, asiatische Städte, Dörfer, Industrieanlagen, Dämme etc. auszuradieren. Aber selbst die gemeinsame Einweihung dieses Mordinstruments reicht den zwei Familien noch

nicht dazu aus, um ihrer Aussöhnung die erforderliche Feierlichkeit zu verschaffen. Um diese Aussöhnung auch für die Millionen von Fernsehzuschauern unvergeßlich zu machen und um diese auch um eine rührende Nuance zu bereichern, haben sich daher Lyndon und Jackie, bzw. Bobby und Lady Bird auf die Idee geeinigt, das Mordinstrument durch die süße neunjährige Caroline Kennedy, die natürlich keine Ahnung hat, was sie da mit der Champagnerflasche anstellt, taufen zu lassen – und natürlich auf den Namen ihres Daddys, des ermordeten would-be-Geburtstagskindes John F. Kennedy. Durch die von der Neunjährigen zelebrierte Solidarität des Mordens wird also der Frieden zwischen den Capulets und Montagues besiegelt.

Hoffen wir, daß die Ärmsten, die – vermutlich in nicht allzu ferner Zukunft – dieser Mordmaschine zum Opfer fallen werden, namentlich die zahllosen Kinder, im Augenblicke, da sie ihren letzten Schrei ausstoßen werden, doch ein wenig Trost aus dem Bewußtsein werden schöpfen können, daß es ein unschuldiges Mädchen gewesen war, das ihren Todesboten eingeweiht hatte. Amen.

Divina Commedia

Aufs furchtbarste bestätigt sich, was ich vor 15 Jahren, damals noch übertreibend, behauptet hatte: daß nämlich, wenn der Schein (z. B. des TV-plays) realistisch auftritt, die Realität als bloßer Schein verstanden, also entsetzlich mißverstanden werden muß. Für den heutigen Fernseher bleiben die ihm im TV gezeigten Filme von den Blutbädern in Vietnam unaufregend, da sie sich stilistisch, und was die Menge des vergossenen Blutes betrifft, in nichts von den mörderischen thrillers, die er täglich zu konsumieren gewohnt ist, unterscheiden.

In diesem Jahre 1967 erfährt die Dialektik von Sein und Schein ihren Umschlag. Während es noch vor ein paar Jahren geheißsen hatte, die Chancen eines photogenen Präsidentschaftskandidaten seien größer als die eines nicht photogenen (und tatsächlich hatte Kennedy seinen Sieg über Nixon *auch* seiner Bildqualität zu verdanken), scheint nun bereits die photogene Qualität eines Mannes als ausreichender Befähigungsnachweis für das Amt des Präsidenten akzeptiert zu sein. Jedenfalls diskutiert man bereits »ernsthaft« die Präsidential-

chancen des Filmschauspielers *Ronald Reagan*, eines Mannes also, dessen Überzeugungen, sofern er versehentlich solche besitzen sollte, unbekannt geblieben sind, aber unbekannt eben bleiben *dürfen*, da ja sein Gesicht, seine Gestik und sein smiling seinem Zweihundertmillionen-Publikum vertraut sind. Es ist durchaus nicht undenkbar, daß die amerikanische Tragödie, vielleicht sogar die globale Tragödie, ihre Klimax unter der Führung eines Komödianten erreichen wird.

Damm-Preise

Niedrig ist der Preis, den man für den »Freedom of Speech«* zu zahlen hat, nicht, diese Freiheit kann einem sehr teuer zu stehen kommen. »Wenn Sie das nächste Mal einen Damm benötigen«, meinte Präsident Johnson zu Senator Church von Idaho, als dieser von seiner Freiheit Gebrauch gemacht: nämlich Johnsons Vietnam-Politik kritisiert und sich dabei auf den Leitartikler Walter Lippmann bezogen hatte, »dann wenden Sie sich vielleicht lieber an Mr. Lippmann als an mich.« In anderen Worten: Die Chance, für seinen Staat erfolgreich einzutreten, verbleibt einem Senator unter dem Johnson-Regime alleine dann, wenn er zuvor auf seinen Anspruch auf Widerspruch, also auf »Freedom of Speech«, verzichtet hat.

Demokratie

Definition: Demokratie ist das Recht, diejenigen, von denen man in einer Wahl unter Umständen besiegt wird, militärisch zu bekämpfen. Und zwar hat man dieses Recht, weil Demokratie ja in »dem Recht mit anderen uneinverstanden zu sein« besteht, und weil militärische Bekämpfung eben eine unter anderen Methoden darstellt, ein solches Uneinverständnis zu verwirklichen. –

Das ist kein Witz, nein das ist wahrhaft nicht witzig. Vielmehr ist das eine Erklärung, die laut Washington Post Marshall Ky am 14. Mai 1967 in einer Pressekonferenz abgegeben hat. Wörtlich lautet sie: »I am going to fight him (the winning candidate with

* Redefreiheit

whom he disagrees) militarily. In any democratic country you have the right to disagree with others.*

Jetzt wissen wir also, zur Unterstützung welcher Art von Demokratie der Demokrat Johnson Hunderttausende von Asiaten und Tausende von Amerikanern auf dem Altar der freien Welt opfert.

Dialektik der Größe

Genauso naiv wie der Köhlerglaube der Zurückgebliebenen ist der Ingenieursglaube, der Glaube der technisch blindlings Fortschreitenden. In den Umkreis dieses blinden Ingenieurglaubens gehört die Überzeugung, daß jede Apparatvergrößerung, mindestens jede Leistungsvergrößerung eines Apparates, einen Fortschritt darstellen müsse. Beispiel dafür die Tatsache, daß man den Brisanzkoeffizienten der Atombomben auch dann noch weiter steigerte, als die zur Verfügung stehenden Monstren bereits die Vernichtung jedes denkbaren Gegners sicherstellten.

Seit ein paar Jahren scheinen nun freilich diese Naivlinge ihrer Sache nicht mehr so ganz sicher zu sein. Die Amerikaner haben nämlich erkennen müssen, daß es zu große Waffen gibt; und daß es gewisse Situationen gibt, die man gerade dann nicht meistern kann, wenn man zu stark ist; daß sie z. B. jene Aufgaben, die sie sich in Vietnam aufgeladen haben, gerade mit denjenigen Waffen, die ihre absolute Überlegenheit beweisen, nicht bewältigen können, daß sie umgekehrt versuchen und lernen müssen, zu *regredieren*: sich nämlich auf die Proportionen und auf die Methoden der ihnen Unterlegenen einzustellen. In der Tat müssen diejenigen, die heute Krieg führen, mindestens diejenigen, die heute gegen unterentwickelte Völker Krieg führen, das zenonische Paradox von Achilleus und der Schildkröte auf den Kopf stellen. Dem mit der Schildkröte um die Wette rennenden Achilleus passiert es sonst immer wieder, daß er die Schildkröte verfehlt, und zwar deshalb, weil er sie bereits im ersten Augenblick des Rennens überholt und dadurch intakt hinter sich läßt.

* Ich werde ihn (den siegreichen Kandidaten, mit dem er nicht übereinstimmt) militärisch bekämpfen. In jedem demokratischen Lande hat man ja schließlich das Recht darauf, mit anderen nicht übereinzustimmen.

Eines Tages mußten die Amerikaner also einsehen, daß sie jene Waffen, die sie ursprünglich für allergrößte Zielobjekte, bzw. für die Zerstörung von allergrößten Zielobjekten: nämlich von Produktionsanlagen innerhalb höchst industrialisierter Staaten, bestimmt hatten — daß sie diese Waffen gegen industriell zurückgebliebene Gegner überhaupt nicht einsetzen konnten; daß sie vielmehr zu versuchen hatten, sich an die Obsoletheit ihrer Gegner anzupassen. Ein trauriger Tag muß dieser Tag der Einsicht für die Amerikaner gewesen sein.

Inzwischen gehört dieser traurige Tag der Einsicht allerdings auch schon der Vergangenheit an, es war möglich, »to make the best of it.«*

Wenn es sich herausstellt, daß Waffen erforderlich sind, mit denen man obsoleten Gegnern angemessen begegnen kann, dann ist damit ja schließlich auch eine neue *Produktionsaufgabe* bezeichnet, und die Erfüllung dieser neuen Aufgabe stellt ja auch wieder neue Profite in Aussicht — kein Wunder also, daß es Firmen gibt, die sich enthusiastisch auf diese neuen Aufgaben konzentrieren. Das nächstliegende Beispiel ist natürlich die Konzentrierung der Industrie auf Hubschrauber, deren Rolle im zweiten Weltkriege, verglichen mit der heutigen, noch minimal gewesen war, und denen heute im Dschungelkampf Funktionen zufallen, die die zu großen jets niemals erfüllen könnten. Aber natürlich ist dieses Helicopter-Produktionsprogramm auch nur ein Beispiel.

Von grundsätzlicher Bedeutung ist es dagegen, daß sich die amerikanischen Forscher, vor allem die der RAND Corporation, seit mindestens zwei Jahren mit der paradoxen Frage beschäftigen, welche an das gegnerische Gestern gut adaptierten Mittel sie zu erfinden haben, um dem in den Gegnern verkörperten Gestern am wirkungsvollsten entgegenzutreten; welche »gestrigen« und nicht zu großen Waffen sie konstruieren müssen, um die obsoleten Methoden vorindustrieller Kämpfer zu überwinden. *Um gleichziehen zu können, versuchen die Heutigen, gleich gestrig zu sein wie die Gestrigen.*

Nicht zufällig hat ein Berater von Präsident Johnson auf Grund dieses auf das Obsolete ausgerichteten, und deshalb paradoxen, Forschungsprogramms behauptet, daß Amerika in Vietnam das Risiko laufe, den Wettlauf zum Monde zu verlieren — eine Bemerkung,

* das Beste daraus zu machen

die nicht nur deshalb interessant ist, weil in ihr die moderne Erzeugung des Gestrigen als der Tod der Erzeugung des Morgigen figuriert; sondern auch deshalb, weil sie zeigt, wie selbstverständlich es für die Männer um Johnson ist, die Eroberung des Mondes und die Verwüstung Vietnams zusammenzusehen, und zwar als miteinander konkurrierende Stücke eines einzigen gigantischen, natürlich militärischen, Aktionskomplexes.

Die dreifache Beschädigung

Die ursprünglich von den Klassikern des Sozialismus nicht vorhergesehene jahrzehntelange Koexistenz mit gigantischen kapitalistischen Weltmächten bringt auch die sozialistischen Mächte in eine höchst dubiose Situation. Da diese die unterentwickelten Völker nicht einfach der Gravitations- und der Erpressungskraft des imperialistischen Kapitalismus überlassen können, sind sie dazu gezwungen, sich auf einen Wettbewerb mit den kapitalistischen Mächten einzulassen, auf einen Kampf, der mit Sozialismus »an sich« natürlich nichts zu tun hat. Aber sich auf diesen Wettkampf nicht einzulassen, das können sich die sozialistischen Mächte auch nicht leisten, dieser Verzicht würde geradezu auf eine Kapitulation noch vor Kampfbeginn herauslaufen. Daß die Amerikaner für die Tötung jedes Vietnamesen eine Summe ausgeben, für die sie, wenn das in ihrem Interesse läge, jahrelang mehrere vietnamesische Familien erhalten könnten, das ist deprimierend genug. Noch deprimierender aber ist es, daß sich die den Imperialismus bekämpfenden sozialistischen Mächte durch diesen Imperialismus dazu gezwungen sehen, ihre Produktionskräfte und ihre Produkte ebenfalls zu vergeuden. Die Beträge, die Sowjetrußland in seine den Nordvietnamesen übergebenen Raketenabwehrinstallationen und Migs gesteckt hat, die hätten gewiß ebenfalls dazu gereicht, um den Vietnamesen die erforderliche Starthilfe zu leisten. Nicht genug, daß der heutige Imperialismus die Bevölkerungen der kapitalistischen Länder demoralisiert und die Bevölkerungen der angegriffenen Länder dezimiert, außerdem zwingt er auch die Verteidiger der Opfer in Gleise hinein, auf denen man den Zielen des Sozialismus gewiß nicht, mindestens nicht auf direktem Wege, entgehen kann.

*Dry Up The Water**

Die Vernichtung des Landes und die Liquidierung der Bevölkerung, die die Amerikaner in Vietnam durchführen, ist zum großen Teil dadurch zu erklären, daß ihre Taktiker allmählich die Wahrheit des berühmten Ausspruches des chinesischen Guerilla-Führers P'eng Teh-huai: »The people are the water and the guerilla is the fish, and without the water the fish will die.«** eingesehen haben. Keine Frage: Nun wissen sie, daß jeder Guerilla, da er in seinem Land Bescheid weiß und von seinem Volke getragen und unterstützt wird, jedem künstlich hergestellten »counter-guerilla« überlegen ist, in wievielen raffinierten Griffen und infamen Tricks dieser Kunstguerilla auch ausgebildet sein mag; daß jeder Guerilla »im Wasser schwimmt«, während sich Counter-Guerillas niemals in ihrem Element aufhalten, überhaupt in keinem Element.

Diese Differenz also hatten die Amerikaner zu nivellieren. Wenn sie mit Feuer und Schwert, bzw. Gas und Napalm, die Vernichtung des Landes systematisch durchführen, so deshalb, weil ihre Devise nun heißt: »Dry up the water«. In den Augen der Militärs ist die Auslöschung des Landes und des Volkes nichts anderes als die Folge der militärisch erforderlichen Auslöschung des taktischen Vorsprungs der Guerillas vor den künstlichen Counter-Guerillas.

Egal

Ob W.'s. Weigerung, eine Erklärung gegen die amerikanische Aggression in Vietnam zu unterschreiben, von Ängstlichkeit diktiert ist, oder (da er das Prinzip habe, »nur für selbstverfaßte Texte geradzustehen«) von als Grundsatztreue maskierter literarischer Eitelkeit, das weiß ich nicht. Aber das ist mir auch völlig egal. Wo es sich um den Protest gegen Massenmorde handelt, da lohnt es sich nicht mehr zu fragen, auf Grund welcher Untugend einer sich anschließt.

* Austrocknen

** Die Bevölkerung ist das Wasser, und der Guerillakämpfer ist der Fisch, und ohne Wasser wird der Fisch eingehen. Snow »The Other Side of the River«, S. 706.

Der Ehrenschutz

Den Molussiern war es in jenen düsteren Urzeiten, in denen zu leben unsere Ururahnen unschuldig verurteilt waren, bei Androhung hoher Strafen verboten, die Häupter anderer Staaten, namentlich solcher, mit denen Molussien verbündet war, mit denjenigen Epitheta zu belegen, die diesen Staatshäuptern eigentlich zukamen. Dieses Verbot – es war der in acht Unterstücke zerfallende § 103 des ›Molussischen Strafgesetzbuches‹ – untersagte es den molussischen Bürgern, Diebe als Diebe, Erpresser als Erpresser, Totschläger als Totschläger, Massenmörder als Massenmörder zu bezeichnen, wenn sich diese Bezeichnungen auf ausländische Regierungshäupter, nein auch nur auf Mitglieder ausländischer Regierungen bezogen. Und dieses Verbot, auf das man außerordentlich stolz war, galt deshalb als so wichtig, weil durch dessen Befolgung der ›Ehrenschutz‹ dieser Personen gewährleistet war. Die Verletzung der Ehre bestand in den Augen unserer Vorfahren mithin nicht etwa wie heute im Begehen unehrenhafter Handlungen, sondern im Nennen solcher Handlungen. Wahrhaftig, wir können uns gar nicht glücklich genug schätzen, daß wir in solchen düsteren Zeiten nicht zu leben brauchen!

Die Ehrung

Zu behaupten, daß Gefangene (die durch die Tatsache ihrer Gefangenschaft eo ipso beweisen, daß sie Viet Congs sind) durchweg gefoltert werden, wäre eine pro-amerikanische Propagandalüge. Diejenigen, von denen man keine brauchbare Auskunft erwartet, werden häufig sofort erledigt (›get rid of them‹), d. h.: sie werden noch nicht einmal gefoltert, il ne sont pas dignes d'être torturé.* Gefoltert werden ausschließlich diejenigen, deren Rang oder Position erwarten läßt, daß sie wichtige Aussagen machen könnten. Andere zu foltern, wäre unmenschlich, auch Kraftvergeudung. Und wenn derartige geschieht, so eben aus Versehen, aber auch Irren ist ja menschlich. Kurz: das Gefoltertwerden stellt gewissermaßen eine Ehrung dar, jedenfalls eine Vorzugsbehandlung.

* sie sind es noch nicht einmal wert, gefoltert zu werden

Die Eigenschaften

Der hohe Beamte G. war zu dem Prozeß, den der molussische Staat dem Ausland zuliebe gegen die Liquidatoren des baranischen Volkes angestrebt hatte, als Zeuge geladen worden. ›Herr Zeuge‹, fragte der Staatsanwalt, einen Aufruf schwenkend, ›haben Sie diese Aufforderung zur Liquidierung verfaßt oder nicht?‹

›Eine derart unspezifizierte Frage‹, antwortet G., ›kann ich in meiner Eigenschaft als Jurist nicht beantworten.‹

›So. Wollen Sie damit andeuten, daß ein anderer den Text verfaßt habe?‹

›Ich habe nichts dergleichen behauptet.‹

›Also doch Sie.‹

›Eben das ist es, was ich als ›unspezifiziert‹ bezeichnen muß. Denn der Text, der hier zur Debatte steht, den hat dessen Autor damals ausschließlich in seiner Eigenschaft als Vizeregierungspräsident verfaßt. Die Folgerung, daß er persönlich damit einverstanden gewesen sei, ist reine Unterstellung. Diese muß ich mir verbitten. Identifiziert habe ich mich mit dem Text niemals.‹

Dem Vorsitzenden schien das einzuleuchten.

›Sie würden also behaupten‹, fuhr der Anwalt fort, ›Sie stehen mit sauberen Händen vor uns?‹

Der Zeuge warf einen kurzen Blick auf seine manikürten Finger.

›Wie Sie so etwas nur fragen können‹, meinte er kopfschüttelnd.

›Sie sprechen von Ihrer damaligen Eigenschaft und von Ihrer gegenwärtigen‹, fuhr der Anwalt fort. ›Darf ich Sie vielleicht fragen, in wievielen Eigenschaften Sie existieren?‹

Der Vorsitzende runzelte seine Brauen.

›Sonderbare Frage‹, fand der Zeuge. ›Das ist natürlich in verschiedenen Zeiten ganz verschieden.‹

›Und wie kommt das?‹

›Weil das stets von der Zahl der Ämter abhängt, mit denen ich jeweils betraut bin.‹

›Und mit alledem wollen Sie sagen, daß wir Sie wegen dieses Textes nicht zur Rechenschaft ziehen können?‹

›Wenn Sie mit dieser Frage‹, antwortete der Zeuge, und er richtete sich in seiner ganzen Würde auf, ›Flucht vor Verantwortung implizieren wollen, so kann ich Ihnen nur versichern, daß ich damals in

meiner Eigenschaft als Vizeregierungspräsident jederzeit dazu bereit war, für diesen Text geradezustehen.«

›Ich verstehe«, brummte der Staatsanwalt, ›eine Eigenschaft – ein Wort. Und haben Sie etwas dagegen, nun auch uns in dieser Eigenschaft Rede zu stehen?‹

›Heute in dieser Eigenschaft?‹ fragte der Zeuge, ehrlich erstaunt.

›Warum nicht?‹

›Weil das nicht in meiner Macht liegt.‹

›Und warum liegt das nicht in Ihrer Macht?‹

G. begriff nicht, daß er nicht begriffen wurde. ›Weil diese Eigenschaft«, erklärte er schließlich, ›mit dem Zusammenbruch des damaligen Regimes natürlich ebenfalls zusammengebrochen ist. Weil sie also gar nicht mehr existiert. Was ich Ihnen heute zur Verfügung stellen kann, ist natürlich allein diejenige Eigenschaft, die ich heute vertrete. Also die des Oberpräsidialgouverneurs. In dieser Eigenschaft möchte ich Sie nun freilich höflichst darum ersuchen, mich nicht an Stelle einer anderen Person, gar einer nicht mehr existierenden, aufzuhalten.‹

Der Vorsitzende warf dem Staatsanwalt einen vorwurfsvollen Blick zu.

Diesen Blick übersah der Staatsanwalt. ›Glauben Sie nicht, Herr Oberpräsidialgouverneur«, fragte er statt dessen, ›daß Sie mir in dieser Ihrer Eigenschaft Bescheid darüber geben könnten, ob es nicht neben den Eigenschaften, in denen Sie jeweils dies oder jenes tun oder getan haben, doch noch etwas anderes gibt?‹

›Wie meinen Sie das?‹

›Ob es nicht, abgesehen von Ihren Eigenschaften, vielleicht auch – Sie selbst gibt?‹

Weder der Vorsitzende noch der Zeuge selbst glaubten recht gehört zu haben.

›Jawohl: ›Sie selbst‹ hatte ich gesagt.‹

›Bedauere«, antwortete da der Oberpräsidialgouverneur, und er schien nun sogar in seiner Würde gekränkt, ›ich möchte sogar zu Protokoll geben, daß mich diese Frage, da sie niemals hätte gestellt werden dürfen, aufs tiefste befremdet. Auch Ihnen, Herr Staatsanwalt, dürfte es ja, und sogar schon in Ihrer Eigenschaft als Staatsbürger, bekannt sein, daß uns die Unantastbarkeit unserer Privatsphäre – und um diese handelt es sich ja, wenn Sie von meinen Eigenschaften absehen – von unserer neuen Regierung verbürgt worden ist, und

sogar verfassungsmäßig. Die Tatsache, daß Sie in Ihrer Eigenschaft als Staatsanwalt trotzdem auf den Gedanken kommen können, diese Sphäre anzutasten, die erfüllt mich, offen gesagt, mit Besorgnis.‹

Der Vorsitzende wurde unruhig.

›Und da auch ich schließlich Staatsbürger bin«, fuhr der Zeuge fort, ›fühle ich mich in dieser meiner Eigenschaft dazu verpflichtet, gegen den Versuch eines solchen Eingriffes Einspruch zu erheben.‹

Das war dem Staatsanwalt zu viel. ›Wissen Sie was?‹ rief er, ›verboten müßten alle diese Eigenschaften werden!‹

Nach diesem Ausbruch blieb der Gerichtssaal für einige Sekunden stumm. ›Herr Staatsanwalt«, griff dann der Vorsitzende ein, ›wenn Sie diese Ansicht in Ihrer Eigenschaft als Staatsanwalt geäußert haben sollten, so wäre das bedauerlich.‹

›Aber ich bitte Sie!‹ rief da der Staatsanwalt, ›davon kann doch gar keine Rede sein!‹

›Sondern?‹

›Sondern ausschließlich in meiner Eigenschaft als Mensch!‹

Da warf der Vorsitzende seine Hände in die Luft, so als hätte der Staatsanwalt mit diesem Worte das Ende der Justiz besiegelt. ›Aber ich bitte Sie!‹ rief auch er nun. ›Wie können Sie nur in Ihrer Eigenschaft als Staatsanwalt eine solche Antwort erteilen, Und dazu noch mir – in meiner Eigenschaft als Vorsitzenden! – Den Zeugen aber entließ er.

Eiszeitgedanken

Die Kühltruhe ist nicht etwa nur eines unter den tausend Geräten von heute, sondern das heute repräsentativste, da sie unseren obszönen Ewigkeitsbegriff verkörpert. Unvergeßlich das plötzlich verblüffte Gesicht der damals sechsjährigen Myrtle, als sie ihre Mutter fragte, wie es denn komme, daß wir uns außerhalb des Refrigerators solange frisch halten können. Offenbar war es ihr bereits unbekannt, daß das Leben selbst ein Prinzip der Dauer ist, daß es sich selbst frisch hält; als Mittel der Erhaltung kannte sie schon nur noch die eisige Abtötung.

Modell des Seienden, auch des Menschen, waren für sie die Eier, die Sahne und die Leberwurst, die sich eben nur dann halten, wenn sie im Eisschrank aufbewahrt werden. – So bereits vor zwanzig Jahren.

Unterdessen ist Myrtles Frage vollends rechtmäßig geworden. Werden wir auch noch nicht während unseres Lebens eingeeist, so doch bereits posthum und — denn was der Leiche recht ist, das ist dem Sperma billig — sogar praenatal.

Posthum: so werden z. B. jene amerikanischen Boys, die, zum Zwecke der Durchführung von Genocid nach Vietnam gebracht, bei der Absolvierung dieses ihres jobs versehentlich zugrundegehen und ausrangiert werden müssen, unverzüglich in die auf dem Flugplatz von Saigon installierten immensen Massen-Eisschränke hineingeschoben und dann tiefgekühlt über den Stillen Ozean geflogen, damit sie, wenn sie unter den Fliederbüschen der heimatlichen Friedhöfe von Boston, Dallas oder Littletown beerdigt und beweint werden — die Delikatesse den Hinterbliebenen gegenüber ist unüberbietbar — noch nicht stinken und noch richtig frisch seien wie Eier, Sahne und Leberwurst.

Und praenatal: denn man plant ja bereits, unseren Samen in tiefgekühlten Sperma-Bänken zu speichern, damit diese einmal, etwa nach einer atomaren Katastrophe (weiß der Himmel wann, vielleicht in einer Zukunft, die, normal gerechnet, eigentlich unseren Urenkeln oder Ururenkeln gehören müßte) Söhne und Töchter zeugen. Zu Ende gedacht scheinen freilich die tiefgekühlten Gehirne der Techniker diesen Plan noch nicht zu haben: denn über geeiste Ovarien-Bänke ist noch nichts bekannt, und in welchen doch noch gesunden Schößen unsere tiefgekühlten Spermien, sich blindlings mit Blinden mischend, wahrhaftig ohne Ansehen der Person, die neue Generation von Menschen erzeugen sollen, das bleibt noch ein Mysterium.

Entspannung

Einige weibliche Hilfskräfte des deutschen Hospitalschiffs ›Helgoland‹ sind, wie Erich Wulff berichtet, von in Saigon stationierten amerikanischen Luftwaffe-Offizieren dazu aufgefordert worden, an einem Sonntagnachmittag in ihren Hubschraubern mitzufliegen, um von oben, gewissermaßen aus Logensitzen, die Jagd auf Viet Congs mitzubeobachten. Das würde ›fun‹* sein. Begreiflich, daß die Eingeladenen nach einer Woche schwerer Barmherzigkeitsarbeit, während

* Spass

derer sie nur Krankheit, Blut und Elend gesehen hatten, Entspannung benötigten, und daß sie einen solchen Sonntagsspaß nicht abschlugen. Nur Mißgünstige könnten es ihnen verübeln, daß sie die Misere, die sie wochentags zu lindern versuchten, am Sonntag auch einmal genießen wollten.

Erbarmen für Jedermann

Peter Martinson hatte als kaum mehr als Zwanzigjähriger gefangene Vietnamesen mitverhört; begreift nun aber — sein Kopenhagener Vietnambericht beweist das — in was er da verstrickt gewesen war. Dieser Martinson erzählte von einem amerikanischen Verhörer, einem ›interrogator‹, der darüber klagte ›that his hands were getting tired from beating‹.*

Auch dieser Mann, dieser interrogator, ist natürlich ein Opfer des Vietnamkrieges. Daß er einmal in Südostasien würde auf Wahrheits-suche gehen müssen und dabei gezwungen sein würde, seine Hände so zu überanstrengen, daß er am Abend kaum mehr in der Lage sein würde, Messer und Gabel in der Hand zu halten, das war ihm gewiß nicht in der Wiege gesungen worden; ebensowenig, wie es Tausenden von Vietnamesen in ihren Wiegen gesungen worden war, daß sie einmal als Napalmfackeln brennen würden, um allen unterentwickelten Völkern der Welt als leuchtende Beispiele für die Vergeblichkeit anti-imperialistischer Freiheitskämpfe zu dienen. — Setzen wir auch dem Mann, den Martinson erwähnte, dem Ärmsten, dessen Hände nach stundenlanger Arbeit nicht mehr prügeln konnten, das Monument, das er verdient. Und lassen wir uns von dem Gedanken trösten, daß auch denjenigen unter unseren Zeitgenossen, die es vorziehen, ihr Mitleid für Mitbürger der freien Welt aufzusparen, statt es an für Freiheit kämpfende Menschen der unfreien Welt zu verschwenden — daß auch diesen unseren Zeitgenossen die Chance nicht versagt bleibt, ihr Erbarmen an den Mann zu bringen.

* daß seine Hände vom Prügeln müde würden

Nicht der Erpresser, der Erpreßte ist schuldig

Im Jahre 54 hat, wie der ehemalige französische Außenminister Bidault mitgeteilt hat*, Dulles den Franzosen zweimal Atombomben sowohl gegen China wie gegen Vietnam zur Erledigung der damaligen Ostasienkrise offeriert. Schon während des Koreakrieges war mit Atombomben gedroht worden. Und seitdem ist die Kette der atomaren Bedrohung Ostasiens durch die Vereinigten Staaten nicht abgerissen.

Auf der anderen Seite ist es unbestreitbar, daß die chinesische Regierung das immense Ausmaß der Gefahr, in der das Land schwebt, entweder aufs entsetzlichste unterschätzt oder aufs entsetzlichste verharmlost.

Diese zwei Tatsachen lassen sich nicht über Nacht aus der Welt schaffen. Wohl aber müssen wir versuchen, die völlig verwirrte moralische Beurteilung dieser Situation, die heute gang und gebe ist, richtigzustellen. Denn China gilt heute als mindestens ebenso schuldig wie die Vereinigten Staaten, wenn nicht sogar als schuldiger oder als alleinschuldig. Und das ist einfach empörend. Warum?

Weil es eine empörende Heuchelei ist, wenn die Attitüde von Bedrohten oder sagen wir ruhig: Erpreßten, und die von Bedrohern bzw. Erpressern als moralisch gleich verwerflich beurteilt werden; wenn die Erpreßten, die das Risiko, das sie laufen, verkleinern, als ebenso kriminell gelten wie die Erpresser, nein sogar als die eigentlichen und einzigen Kriminellen; und wenn sogar die Erpresser selbst — was sie ja täglich in Rundfunk und Zeitungen tun — den Erpreßten deshalb als kriminell hinstellen, weil dieser ihrer Erpressung nicht nachgibt. Seit wann wird man dadurch schuldig, daß man einen blackmailer ignoriert?

Aus diesem Grunde haben wir, wann immer wir der heute üblichen Urteilsverwirrung begegnen, zurückzufragen:

Ist derjenige ein Verbrecher, der die tödliche Waffe, mit der er bedroht oder erpreßt wird, als Papiertiger mißversteht oder hinstellt? Oder derjenige, der mit dieser Waffe, von der er sehr genau weiß, daß sie kein Papiertiger ist, tatsächlich und kontinuierlich droht und erpreßt?

* Siehe Edgar Snow „The Other Side of the River“ S. 691 und Drumond und Coblentz „Duel at the Brink“ S. 116-125.

Establishment

Ein für allemal muß ›established‹, nämlich festgestellt werden, daß der Ausdruck ›Establishment‹ nichts anderes ist als eine verharmlosende Vokabel, mit der die herrschende Klasse sich selbst bezeichnet, um nicht offen zugeben zu müssen, daß sie die herrschende Klasse sei. Hinter dem Worte steht, genauso wie hinter dem Worte ›formierte Gesellschaft‹, die Politik des verschämten Klassenkampfes. — Nichts fragwürdiger als die Mitbenutzung des Wortes ›Establishment‹ durch diejenigen, die zu diesem Establishment nicht nur nicht gehören, sondern von diesem von vornherein als dessen Opfer bestimmt gewesen waren.

Exploitierte Spieler

In den Analysen von Rundfunk und Fernsehen, die ich vor bald fünfzehn Jahren vorgelegt habe, hatte ich die Tatsache unterstrichen, daß diese Massenmedien darauf abzielen, das Publikum der Fähigkeit zu berauben, zwischen Sein und Schein, zwischen Realität und Fiktion zu unterscheiden. Die täglich servierten plays seien so lebenswahr und realistisch, daß die an diese fiktiven Mordszenen gewohnten Zuschauer durch die Abbildung realer Mordszenen nicht mehr erschreckt oder zur Empörung gebracht werden könnten. Die Schüsse, die von den wirklich kriegführenden Gangstern in den Newsreels abgefeuert würden, klängen nicht lauter und nicht sensationeller als die Schüsse, die von den Gangster spielenden Schauspielern abgefeuert würden. Und auf den Gedanken, gegen die wirklichen Schüsse zu protestieren, kämen die Zuschauer genauso wenig wie auf den, gegen die Schüsse in den Gangsterfilmen zu protestieren. Die ohnehin schon in Konsumenten verwandelten Bürger seien es gewohnt, auch Verbrechen zu konsumieren, sogar solche, die in ihrem eigenen Namen begangen würden — und diese Tatsache stelle ein ganz wesentliches Element der heute stattfindenden Konterrevolution dar. —

Wenn ich vor fünfzehn Jahren dieses quid pro quo von Bild und Realität als allein für den Rundfunk und für das Fernsehen typisch behandelt hatte, so war diese Einschränkung unberechtigt gewesen. Denn was von den Massenmedien gilt, wiederholt sich nun aufs

überraschendste auf der Ebene der Wirklichkeit selbst. Was heißt das? Das heißt: Auch das wirkliche Geschehen wird nunmehr so manipuliert, daß die an diesem Beteiligten, selbst die aktivsten Beteiligten, nicht mehr beurteilen können, ob sie wirklich agieren oder nur scheinbar; wo der Ernst anfängt, und wo das Spiel aufhört.

Und damit sind wir wieder beim Vietnamkrieg. Denn dieser gilt ja, sogar amtlich, z. B. durch die bekannte Erklärung von Außenminister Rusk, als ein bloßer ›test‹. Und das bedeutet: Obwohl er in den Augen vieler Millionen wie ein entsetzlicher wirklicher Krieg aussehen mag, namentlich in den Augen jener Naivlinge, die ihm zum Opfer fallen und die durch ihn gezwungen werden, ihre Augen für immer zu schließen, ist er in Wahrheit nur ein ›dress rehearsal‹, nur ein Manöver, das die amerikanische Regierung durchspielt, um im Ernstfalle (der in China beginnen kann oder in einem in ein ›Vietnam‹ verwandelten südamerikanischen Lande) über ausreichende Erfahrungen zu verfügen und um zu wissen, wie sie dann vorzugehen habe. Verglichen mit den dort zu erwartenden, oder vielleicht auch für dort geplanten, Konflagrationen, ist der Vietnamkrieg nur ›Vorbild‹. Und als Bild eben ein ›Schein‹.

*

Am frappierendsten wird freilich dieses quid pro quo von Wirklichkeit und Schein durch jene Ereignisse illustriert, die sich im Frühling 67 in Griechenland abgespielt haben, richtiger: die die Militärs dort haben ›abspielen‹ und spielen lassen. General Pattakos, der Kommandeur der Panzerschule in Athen-Gaudi, erteilte nämlich der Athener Garnison seinen Putschbefehl auf solche Art, daß diese die Anweisungen für Manöveranweisungen halten mußte und die effektive Konterrevolution in dem Glauben durchführte, nur eine Sonderübung durchzuspielen.* Was zur Folge hatte, daß sie den Befehlen ohne den mindesten Widerspruch und ohne alles Zögern nachkam. In anderen Worten: Die politische Wirklichkeit konnte deshalb wirklich verändert, die Militärdiktatur deshalb wirklich eingesetzt werden, weil man in denjenigen Menschen, die man als ausführende Organe verwendete, den Schein erzeugte, sie erzeugten nur Schein. Ich fürchte, solche Erzeugung von Schein wird der Prototyp aller künftigen konterrevolutionären Aktionen werden. Es ist durchaus

* „Der Spiegel“ 15. 5. 1967. S. 114

nicht undenkbar, daß jener Arbeiter oder Soldat, der einmal im letzten Gefecht mit Hilfe eines winzigen und gewiß harmlos aussehenden apokalyptischen Hebelgriffes unseren Erdball in die Luft sprengen wird – daß der fest davon überzeugt sein wird, nur an einem Manöver teilzunehmen.

Wenn unsere heutige Lage ernster ist als je zuvor, dann also auch deshalb, weil die Chancen, den Unernst zu exploizieren, größer geworden sind als sie es je zuvor gewesen waren.

Falsche Bundesgenossen

Wenn wir – was unsere Pflicht ist – die amerikanischen Kriegsverbrecher anprangern, dann haben wir aufs genaueste darauf zu achten, daß uns nicht von Falschen applaudiert werde. Die Gefahr, den Beifall betrügerischer Spießgesellen zu ernten, die ist in der Bundesrepublik ungleich größer als irgendwo sonst. Und zwar deshalb, weil es auf ihrem Boden von Kriegsverbrechern und von Verbrechern gegen die Menschlichkeit wimmelt, von Verbrechern, die darüber empört sind, daß ihre und ihresgleichen Taten verfolgt und bestraft worden seien, und weiter verfolgt werden (was ja nur cum grano salis zutrifft) – während die Verbrecher der anderen straffrei bleiben. Diesen Ausschwitz- und Maidanek-Männern waren schon die Untaten Dresden, Hiroshima und Nagasaki wie Gottesgeschenke in den Schoß gefallen, denn auf Grund dieser Massenmorde hatten sie ja schadenfroh fragen können, wo denn die Gerichte seien, die diesen Verbrechern den Prozeß machten? Ob da nicht vielleicht mit doppelter Elle gemessen werde? Und ob nicht vielleicht nur *besiegte* Verbrecher als Verbrecher gelten? – In anderen Worten: Die deutschen Kriegsverbrecher und deren Verteidiger – diese meine ich, wenn ich von ›falschen Spießgesellen‹ spreche – die haben die Untaten Dresden, Hiroshima und Nagasaki *und* die Tatsache, daß die an diesen Untaten Schuldigen niemals bestraft worden sind, dazu benutzt, um uns und sich selbst einzureden, daß ihr Ausschwitz genauso normal gewesen sei wie deren Hiroshima; und daß ihre weitere Verfolgung in Kriegsverbrecherprozessen höchst ungerecht, höchst unfair und höchst unmenschlich sei.

Den Herren Johnson, Rusk und McNamara ist es nun gelungen,

durch das, was sie getan haben und heute tun, Wasser auf die Argumentenmühlen dieser ehemaligen Nazis zu leiten. Denn es ist ja tatsächlich nicht zu bestreiten, daß die heutigen Verbrecher trotz der täglichen Eskalation ihrer Verbrechen straflos ausgehen; daß ihnen kein Prozeß gemacht wird, jedenfalls noch nicht; daß also wirklich noch mit doppelter Elle gemessen wird.

Machen wir es uns ein für alle Male klar: durch die Tatsache, daß es heutige Verbrecher gibt, werden die gestrigen um nichts besser. Umgekehrt stehen die heutigen Verbrecher um so schlimmer da, weil sie dasjenige, was sie vor zwanzig Jahren, angeblich voll Indignation, verurteilt hatten, nun ohne jede Hemmung selber betreiben. Aber hüten wir uns davor, uns für unsere Bezeichnung der heutigen Verbrecher von den gestrigen applaudieren zu lassen.

Farben-Lehre von heute: Schwarz vor Gelb wird Weiß

Das Recht der farbigen GIs, für ihr Vaterland, bzw. für die ›freie Welt‹, zu kämpfen und Vietnamesen umzubringen, ist drei- bis viermal so groß wie das Recht ihrer weißen Mitbürger. Jedenfalls kann sich die Negerbevölkerung, die zu Hause nur 10% der Gesamtbevölkerung ausmacht, rühmen, etwa 20% der in Vietnam eingesetzten bewaffneten Macht zu stellen.

Wenn sich farbige Boys dazu drängen, GIs zu werden und als solche nach Vietnam geflogen zu werden, so ist das wahrhaftig begreiflich. Die Chance der Gleichberechtigung, um nicht zu sagen: die Chance, ›to be more equal than others‹,* die genießen sie allein dort, wo es sich um das Recht zu töten oder zu sterben handelt; zu Hause, wo es nur um so alltägliche Dinge wie um das Leben und Am-Leben-gelassen-Werden geht, da ganz gewiß nicht.**

* gleichberechtigter als andere zu sein

** ›More equal than the others‹ sind sie außerdem auf dem Sexmarkt in Saigon, Hué etc. Denn während (wie Erich Wulff in einem Kopenhagener Vortrag berichtete) die armen weißen GIs für den Koitus mit den Schönen 20 000 Piaster ausgeben müssen, erhalten die coloured und die südkoreanischen Boys ihre Freuden (wenn auch nicht von denselben Lieferantinnen) bereits für 6 000 Piaster. Es gehört zur Gerechtigkeit dieser unserer Welt, daß die Beleidigten und Erniedrigten für geringere Summen beleidigen und erniedrigen dürfen als diejenigen, von denen sie beleidigt und erniedrigt werden.

Ebenso begreiflich ist es natürlich andererseits, daß die Weißen ihren dunklen Mitbürgern das größere Recht, in Vietnam zu kämpfen, einräumen. Da es der Majorität der nicht-farbigem Bevölkerung darum geht, den Civil-Rights-Kampf mindestens zu bremsen, d. h. darum, den Zustand der Ungleichheit so gut und so lange wie möglich fortzusetzen, ist es opportun,

1. einen möglichst hohen Prozentsatz der besten Jahrgänge, die die Stoßkraft der Civil-Rights-Aktion steigern würde, außer Landes zu halten;

2. den Entrechteten die Chance zu schenken, ihrerseits als Herrenvolk aufzutreten, ihrerseits andere zu entrechteten. In dem aus Klassengründen in Gang gesetzten Spiel der Rassen ereignen sich die kaleidoskopischsten Wunder der Farbverwandlung: *Im Kampfe gegen die Gelben können sich die Schwarzen plötzlich als Weiße fühlen*; nein, es kann sogar passieren — der französische Film ›The Anderson Platoon‹ von Pierre Schoendorfer hat uns das vor Augen geführt — daß die Weißen und die Schwarzen, die dazu verurteilt sind, Schulter an Schulter die Gelben zu bekämpfen, durch die Gemeinsamkeit der Gefahr und *durch die Komplizität ihres Mordens ihre Farbdifferenz vorübergehend vergessen* und eine Solidarität miteinander verspüren, die zu verspüren sie zu Hause niemals gewagt hätten, und die sie, wenn sie erst einmal wieder heimgekehrt sein werden, auch niemals wieder verspüren werden. — Die Methode, Entrechtete dadurch zu trösten, daß man ihnen das Recht zugesteht, ihrerseits andere zu entrechteten und dieses Recht sogar zu ihrer nationalen Pflicht erhöht — diese Methode entspricht aufs genaueste der, die der Nationalsozialismus vor 35 Jahren eingeführt hatte. So wie Hitler den Proletariern, die zu befreien ihm nicht im Traume einfiel, die Juden schenkte: also eine Gruppe, der gegenüber sie, die Proletarier, die Chance hatten, sich überlegen zu fühlen, und die zu mißhandeln oder zu liquidieren sie die nationale Verpflichtung hatten; genauso schenkt nun die amerikanische Regierung den amerikanischen Negern die unterentwickelten Völker außerhalb Amerikas, in diesem Augenblicke die Vietnamesen. Vice versa entsprechen diese, also die heute napalmzerbombten und in ihren Dörfern verkohlten Vietnamesen, den in Auschwitz verbrannten Juden. Man sieht: die Verbrechen von heute und deren sozialpsychologische Funktionen ähneln den Verbrechen von damals und deren Funktionen viel mehr, als man gewöhnlich annimmt.

Aber was hier zählt, ist nicht nur, daß die Freiheit des Tötens, die den Farbigen in Vietnam zugestanden wird, größer ist als alle Freiheiten, die sie back home im friedlichen Amerika genießen, sondern auch, daß sich ihre Freiheit des Sterbens auf dem asiatischen Kriegsschauplatz außerordentlich erweitert hat. Zwar wäre es übertrieben, zu behaupten, daß die weiße Dame Amerika, die prozentual so viel mehr ihrer schwarzen als ihrer weißen Söhne nach Vietnam schickt, damit direkt darauf abziele, sich einer großen Zahl ihrer schwarzen Söhne zu entledigen. Aber der Effekt: daß, wo drei- bis viermal so viele kämpfen, auch drei- bis viermal so viele fallen, der ist ihr, auch wenn sie ihre Hände pausenlos in Unschuld waschen mag, gewiß nicht nur unwillkommen. An die Stelle des alten, ursprünglich auf die Eingeborenen gemünzten, Satzes: ›The only good Indian is a dead Indian‹* ist gewiß längst, freilich ohne daß diese Worte jemals vernehmlich ausgesprochen worden wären, die Maxime getreten: ›The only good nigger is a dead nigger‹. Es scheint mir durchaus nicht undenkbar, daß die farbige Bevölkerung der USA, sofern diese sich nicht zu einer systematischen Wehrdienstverweigerung entschließt, in den zahlreichen imperialistischen Kriegen, die die USA nach Abschluß ihrer Operationen in Vietnam, z. B. in den südamerikanischen Staaten, nötig haben und deshalb führen werden, allmählich aufgerieben werden könnte.

Feigheit als Fairneß

Nichts ist moralisch so zweideutig wie die als Objektivität, Gerechtigkeit oder Fairneß getarnte Feigheit. Da wir Angst davor haben, daß jemand uns nachsagen könnte, wir nähmen Partei, haben wir es uns angewöhnt, nein, es geradezu zu unserem Prinzip gemacht, immer dann, wenn wir einen der sogenannten ›freien Welt‹ zugehörigen Aggressor beim Namen nennen, dessen Opfer gleichfalls als aggressiv zu verleumden. Im Grunde genommen tun wir also so, als wenn es auf der Welt a priori ein Gleichgewicht der Infamie gäbe – eine einfach alberne Unterstellung, die, angewendet auf unsere heutige Situation, bedeuten würde, daß durch vietnamesische Napalmbomben ebensoviele amerikanische Frauen und Kinder zu-

* Der einzige gute Indianer ist der tote Indianer

grunde gehen wie vietnamesische Frauen und Kinder durch amerikanische Napalmbomben. Aber nicht nur albern ist diese Unterstellung, sondern aufs tiefste heuchlerisch – und diese Heuchelei, die in Friedensbewegungen leider epidemisch zu werden droht, wird einmal unseren Charakter total ruinieren. Darum haben wir es uns einzuprägen: Wenn wir die Opfer mit der gleichen Elle messen wie den Mörder, dann bewähren wir uns nicht als objektiv, vielmehr nehmen wir gerade dadurch Partei – nämlich *gegen* die Opfer – und ein willkommeneres Geschenk könnten wir den Aggressoren wahrhaftig nicht in den Schoß legen.

P.S. 1967

Das gilt selbst heute noch. Soeben geht die Nachricht durch die Presse, daß sich eine der Organisation SANE (Committee for a Sane Nuclear Policy) zugehörige Gruppe von der großen ›Spring Mobilization-Demonstration am 15. April mit dem Argument distanziert habe, diese Demonstration würde die Schuld ›for the war in Vietnam‹ nicht gleichermaßen auf ›the government of North Vietnam‹ wie auf ›the government of the USA‹* verteilen.

Feindschaft heute

Das Verhältnis von Feindschaft und Kampf ist heute einfach auf den Kopf gestellt. Der GI bekämpft die Vietnamesen nicht etwa deshalb, weil diese seine Feinde wären; vielmehr umgekehrt werden die Vietnamesen zu Feinden des GI dadurch, daß er dazu gezwungen ist, diese zu bekämpfen. Solche Inversion gilt heute bereits universell. Es gibt kein Unternehmen mehr, das einem Affekt entspränge, vielmehr entspringt der jeweils erforderliche Affekt stets demjenigen Unternehmen, in das der Angestellte hineingezwungen worden ist. Diejenigen, die man umbringen muß, *nicht* zu verabscheuen oder *nicht* als ›gooks‹ oder als ›slants‹** zu verachten, das würde eine außergewöhnliche moralische Unabhängigkeit erfordern. Wenn wir von den schon von Jugend an Manipulierten solche Unabhängigkeit erwarten würden, dann würden wir damit nur Naivität beweisen.

* . . . würde die Schuld am Vietnamkrieg nicht gleichermaßen auf die Regierung von Nordvietnam wie auf die Regierung der USA verteilen

** s. S. 63

Fliegende Hengste

Mrs. Kennedys Albernheiten gehen uns wahrhaftig nichts an. Schlimm, daß man in einer Welt lebt, in der man sich dazu verpflichtet fühlt, ›Jacquelines‹ Capricen zu erwähnen, nein sogar in Schutz zu nehmen. Aber das ist nötig. Und zwar deshalb, weil die Scheinheiligkeit, mit der Frau Kennedy offiziell, z. B. von US-Senatoren, attackiert wird, noch übler ist als die Mentalität von Mrs. Kennedy selbst. Diejenigen Männer nämlich, die durchaus nichts dagegen einzuwenden haben, nein damit einverstanden sind, daß täglich Tausende von Soldaten und Tonnen von Brandbomben und anderen mörderischen Stoffen um die halbe Welt transportiert werden — diese Männer haben es nun nämlich gewagt, Mrs. Kennedy vorzuwerfen, sie habe Steuergelder dazu verwendet, um einen ihr vom Präsidenten von Pakistan geschenkten arabischen Hengst im Flugzeug um die halbe Welt fliegen zu lassen. Wahrhaftig, ein gutes Zeitalter wäre das und ein moralisches, in dem man Steuergelder, und wären diese selbst aus den Ärmsten herausgepreßt, ausschließlich dafür verwenden würde, um Hengste durch die Lüfte um die halbe Welt zu transportieren. Aber auf solch ein Zeitalter zu hoffen, haben wir leider wenig Anlaß.

›Freigeben‹

Am 25. Oktober 1967 meldeten die Zeitungen, zum ersten Male sei das ›nunmehr von Washington freigegebene Ziel Phuc-yen, 30 km nordwestlich von Hanoi, bombardiert‹ worden. Die Meldung impliziert, daß diese Stadt, solange sie von Washington noch nicht freigegeben worden war, noch unfrei gewesen sein muß; und es liegt auf der Hand, daß ein solcher Zustand auf die Dauer von Vorkämpfen der ›freien Welt‹ nicht ertragen werden kann.

Unter ›freigeben‹ versteht man mithin diejenige Aktion, durch die eine Regierung ihren Bürgern die Erlaubnis bzw. die Weisung erteilt, eine in einem fremden Lande gelegene Stadt zu verwüsten. Wenn die Nordvietnamesen unter ›freigeben‹ ebenfalls ›verwüsten dürfen‹ verstehen würden, dann würde die Freigabe von in Nordvietnam gefangenen amerikanischen Piloten so viel wie deren Ermordung bedeuten.

Freiheit

›On the second day, visitors either relax and enjoy themselves on the Thuan An (15 km) or Canh-Duong (55 km) beaches, or go visiting the 17th parallel bridge . . . this trip will enable them to sample the most beautiful view of Central Vietnam.‹ (›Am zweiten Tag spannen die Touristen entweder aus oder sie vergnügen sich am Strand von Thuan An oder Canh-Duong, oder sie machen eine Stipvisite zur Brücke des 17. Breitengrades. Diese Fahrt wird ihnen die Gelegenheit geben, einige der schönsten Landschaften von Zentralvietnam zu kosten.‹) — So zu lesen im Touristenführer durch Hué, den man in den Reisebüros auch heute noch (am 5. 2. 68), wenn man um Prospekte für Südostasien bittet, erhält; und zwar aus den Händen von minibrockten Büromädchen, die einem, wenn man ihr verchromtes Travel Office verläßt, ein neckisches ›have a nice trip‹ nachrufen, und die offenbar auch heute noch nicht in der Lage sind, dasjenige Hué, von dem sie da gerade in dem vor ihnen liegenden Mittagsjournal lesen (daß die ›Alliierten‹ dort um jede Handbreit Boden blutig kämpfen, und daß die nordvietnamesischen Kommunisten diese berühmteste und ehrwürdigste aller südostasiatischen Kaiserstädte nun leider barbarisch verwüsten), mit jener Stadt zu identifizieren, deren Besuch sie uns da so warm und so munter empfehlen. Und unterstellt selbst, die Mädchen wären dieser Identifizierung fähig, aus ihrer Zeitung würden sie ja erfahren, daß die Amerikaner diese Stadt und deren Paläste allein deshalb bebomben, weil sie kein anderes Ziel verfolgen als das, den Vietnamesen ihre Freiheit zu erhalten. Und da diese munteren Travel Office girls auf solche Weise informiert werden, würden sie es ja auch niemals glauben, daß die Viet Cong und die vietnamesische Bevölkerung identisch sind, daß also die Behauptung, die ›Viet Congs‹ würden ›im Interesse des vietnamesischen Volkes bekämpft‹, auf nichts anderes herauslaufe als auf die Behauptung, die vietnamesische Bevölkerung werde im Interesse der vietnamesischen Bevölkerung ausgerottet. — Und ebensowenig würden diese Minigirls begreifen, daß, wenn es dem nun derartig revoltierenden vietnamesischen Volk mißlingen sollte, seine Freiheit im Kampf gegen die Amerikaner zurückzugewinnen, daß dann die dortige Freiheit allein darin bestehen würde, daß das vietnamesische Land frei wäre von Vietnamesen; und daß dann der ›Brücke des 17. Breitengrades‹, deren Besuch der Prospekt

uns so warm anempfiehlt, weil er uns die Gelegenheit schenke, einige der schönsten Landschaften Zentralvietnams zu ›kosten‹ – daß auch dieser Brücke dann höchstens noch historische Bedeutung zukommen wird; da es dann ja einen Unterschied zwischen dem von Nordvietnamesen ›befreiten‹ Nordvietnam und dem von Südvietnamesen ›befreiten‹ Südvietnam nicht mehr geben wird, sondern nur noch die auf beiden Ufern der Brücke gleich aussehende und auf die Existenz von Einwohnern unangewiesene, nein, von deren Nichtexistenz geradezu abhängige Freiheit Vietnams.

Wenn. Ja, wenn das den Amerikanern gelingen sollte. Aber dieses ›Wenn‹ scheint in diesem Moment, da ich diese Worte schreibe, verhindert zu werden. Wer weiß, ob nicht eines Tages das von den Amerikanern verwüstete Hué ebenso wiederaufgebaut sein wird wie das von den Nazis pulverisierte Warschau?

Freiheit hüben und drüben

Ich unterstelle ein politisches System, das letztlich auf die Befreiung des Menschen und auf die Garantierung des Friedens abzielt. Außerdem, daß der Weg zu diesem Ziele immer wieder verfehlt wird, und das nicht nur auf Grund von Mißverständnissen, sondern auf Grund von bürokratischer und philiströser Borniertheit und Bosheit. Trotzdem gilt:

Wenn mir in einem solchen System diese oder jene künstlerische Freiheit beschnitten wird (z. B. die, als ›action painter‹ aufzutreten oder dgl.), dann ist das noch immer besser, als wenn es mir in einem imperialistischen Staate, zu dessen ›actions‹ es gehört, Bevölkerungen anderer Länder vermittlels Napalmbomben ihrer Freiheit zu berauben oder ihre Dörfer damit auszurotten, erlaubt wird, mich als ›action painter‹ oder dgl. auszutoben. Unter keinen Umständen ist es mir gestattet, die künstlerische Freiheit, die ich in einem imperialistischen oder gar Völkermord begehenden Lande genieße, als Symptom oder Maßstab politischer oder moralischer Freiheit zu preisen, geschweige denn, mich für diese, mir im Rahmen der Freiheitszerstörung ausgesparte, Freiheit zu bedanken. Wer das tut, der verkauft sich mit Haut und Haaren, und hat damit die Freiheit auf viel infamere Weise verraten als derjenige Künstler, der sich dazu versteht, für die dem Frieden dienende oder mindestens dienen

wollende volksdemokratische Siegesallee erbärmliche Statuen herzustellen. Kafka hin, Kafka her. Ob ein Staat und dessen Staatsmänner für den Menschen und dessen Freiheit stehen, oder gegen den Menschen und dessen Freiheit, das dürfen wir nicht von der Attitüde ablesen, die sie Kafka gegenüber einnehmen. Es ist zwar unsinnig, sich einzubilden, daß Johnson von Kafka mehr verstehe als Ulbricht; vermutlich hat er vom ›Prozeß‹ und vom ›Schloß‹ sogar weniger gehört als Ulbricht. Aber unterstellen wir selbst einen Kafkaliebhaber namens Johnson, einen Mann, der abends im Weißen Hause in der Foltergeschichte ›Die Strafkolonie‹ schmökert, und der es nicht nur erlaubt, sondern es warm begrüßt, daß diese in seinem Lande erscheine, und daß College boys and girls, ›before they join the Great Society‹,* in deren Kenntnis examiniert werden: Was wäre damit denn schon bewiesen? Da er ja gleichzeitig auch das Foltern erlaubt, nein nicht nur erlaubt, sondern zum System gemacht hat. ›Frei‹ ist dann eben *nur* die Kunst. Und kein Künstler läßt sich schlimmer mißbrauchen als derjenige, der sich dazu verführen läßt, die Freiheit, die *er selbst* genießt, in einen Beweis für generelle Freiheit umzumünzen.

Der Friedensfürst

Bekanntlich gilt in Amerika die durchaus nicht so selbstverständliche Regel ›Don't change horses in the middle of the stream‹** als unbebreitbare Wahrheit. – Die Fortsetzung der Aggression in Vietnam hat, mindestens auch, mit diesem Sprichwort zu tun, genauer: mit dessen Umkehrung. Um bei den nächsten Wahlen Präsident zu bleiben, um nicht ›to be changed‹, hat Präsident Johnson nämlich die ›middle of the stream‹-Position aufrechtzuerhalten, wenn nicht sogar die kritische Lage so zu überschärfen, daß deren ›middle of the stream‹-Qualität von niemandem bestritten werden kann. Den Fortgang und die stetige Zuspitzung der Krise verwendet er also als ein Mittel, um den Fortgang seiner Herrschaft sicherzustellen. Natürlich hindert ihn das nicht im mindesten daran, gleichzeitig seine

* College-Studenten und -Studentinnen, bevor sie Mitglieder der sogenannten ›Großen Gesellschaft‹ werden.

** Wechsle nicht von einem Pferd zum anderen, wenn du dich mitten im Strom befindest.

Friedensbereitschaft zu beteuern, seine Friedensbereitschaft, auf die der Gegner nur leider niemals eingehe, und dieses Beteuern seiner Friedensliebe kann er sich ruhig leisten, ohne dadurch Gefahr zu laufen, auf einem Widerspruch ertappt zu werden oder sich lächerlich zu machen. Im Gegenteil. Je gefährlicher sich durch seine Machenschaften die Krise zuspitzt, um so verführerischer klingt dann sein Versprechen, der Krise, wenn nur der böse Feind ebenfalls wollte, ein Ende zu setzen und Frieden zu stiften. In der Tat haben als Friedensfürsten gewöhnlich diejenigen gegolten, die schließlich einmal die von ihnen selbst angezettelten Kriege hinter sich gebracht hatten — ob als Sieger oder als Besiegte, das spielte dabei noch nicht einmal die ausschlaggebende Rolle. Um mit Schlagen aufhören zu können, und um mit dem Ende des Schlagens locken zu können, dazu muß man eben geschlagen *haben*. Wer nicht den Mut aufbringt, Blut zu vergießen, dem kann es schwerlich gelingen, in die Klasse der großen Friedensfürsten aufzurücken. Nicht nur gilt mit Mephistopheles, daß ›Blut ein ganz besonderer Saft‹ ist, sondern auch mit Johnson, daß Blutvergießen, da man ohne dieses ein solides Friedensprestige nicht erwerben kann, eine ganz besondere Masche ist.

Gangster

Natürlich wäre das, was die Amerikaner in Vietnam anrichten, moralisch um nichts besser, wenn Johnson den völkerrechtlich üblichen Schritt getan, nämlich Krieg erklärt hätte. Ob die dort begangenen Verbrechen einfach Verbrechen sind oder ›nur‹ Kriegsverbrechen, das ist ziemlich gleichgültig.

Nicht unwichtig dagegen scheint es, sich einmal den juristischen Status der in Vietnam kämpfenden Amerikaner klarzumachen. Da nämlich der Platz, an den sie gebracht werden, völkerrechtlich nicht als ›Kriegsschauplatz‹ bezeichnet werden kann, sind sie einfach *zwangsverschickte amerikanische Bürger*, die nun nach ihrer Ankunft dazu genötigt werden, zur Rettung der ›freien Welt‹ und zur Verhütung aller Zwangssysteme, zu töten und das Risiko des Getötetwerdens auf sich zu nehmen. Da der Krieg nicht erklärt ist, können sie es völkerrechtlich nicht beanspruchen, als Soldaten einer Armee zu gelten. Es wäre daher juristisch in Ordnung, wenn die Vietcongs und die Nordvietnamesen jeden einzelnen dieser Soldaten als ein

Mitglied einer Gangsterbande behandeln würden. Daß sie das nicht tun, kann ihnen gar nicht hoch genug angerechnet werden.

Das Gebet von heute

I Kanonengebet

(Sean O'Casey ›Silver Tassie‹, Akt II*)

(Soldaten um das Geschütz kniend, Korporal singt:)

Korporal (singt):

Heil, harter Turm, aus Stahl geprägt
durch unsren Geist — du Wächter aller
uns teuren Dinge — rede und brülle
dem Herren ins Ohr an unsrer statt.

Soldaten:

Wir glauben an Gott und wir glauben an dich!

Korporal:

Für dich vergaßen wir Form und Farbe,
Musik für dich. Und dir zu Ehren
die Träume aus Stein. Daß deine Kraft nur
herrlicher werde und schöner zum Töten.

Soldaten:

Wir glauben an Gott und wir glauben an dich!

Korporal:

In dich versenkten wir Tag und Stunde,
den Kindern geraubt und den Fastnachtsfreuden.
Und selbst die Knaben mußten für deine
Herrlichkeit schufteten und deine Ehre.

Soldaten:

Wir glauben an Gott und wir glauben an dich!

Korporal:

Und denke der Frauen, die stolz und traurig
den Schoß aufgaben für Schattenmänner,

* übersetzt von G. A. „Der Preisokal“, M. Strassegg Agentur.

und wie sie die dürftigen Brüste aufputzten
als Ehrengaben für deine Opfer.

Soldaten:

Wir glauben an Gott und wir glauben an dich!

Korporal:

Und sprengte das Blut der gesunden Mannschaft
auf Unbrauchbare, durch Krankheit geschützte,
auf Wochenbetten, und schützte den blutigen
Regen hinab auf das Spiel der Kinder.

Soldaten:

Wir glauben an Gott und wir glauben an dich!

Korporal:

Und reiße ein Loch in die Mauer des Ansturms,
mißgönne keinem den Frieden des Todes,
mit *einem* Odem blase sie alle
in Abrahams Schoß und den Garten Eden!

Soldaten:

Wir glauben an Gott und wir glauben an dich!

II

Mein Gewehr

(Parris Island [United States Marine Corps] Yearbook)

Dies ist mein Gewehr. Es gibt viele wie dieses, aber dies hier ist
meines. Mein Gewehr ist mein bester Freund. Es ist mein Leben.
Ich muß es meistern, so wie ich mein Leben meistere.

Mein Gewehr ist ohne mich nutzlos. Ohne mein Gewehr bin ich
nutzlos. Ich muß mit meinem Gewehr ins Schwarze treffen. Ich muß
schärfer zielen als mein Feind, der versucht, mich zu töten. Ich muß
schießen, ehe er schießt. Und das *werde* ich tun.

Mein Gewehr und ich wissen, daß, was in diesem Kriege zählt, nicht
die Zahl der Salven ist, nicht deren Lärm, und nicht der Rauch, den
wir erzeugen. Wir wissen, was zählt, sind die Treffer. Und wir
werden treffen.

Mein Gewehr ist menschlich, genauso menschlich wie ich, weil es
mein Leben ist. Deshalb will ich es als meinen Bruder anzusehen
lernen. Ich werde seine Schwächen kennenlernen, seine Stärke, seine

Bestandteile, sein Zubehör, sein Visier und seinen Lauf. Ich werde
mein Gewehr sauber und in Bereitschaft halten, so wie ich sauber
und in Bereitschaft bin. Jeder von uns wird ein Teil des anderen
werden.

Das werden wir werden.

Vor Gott beschwöre ich diesen Glauben. Mein Gewehr und ich sind
die Verteidiger meines Landes. Wir sind Herren über unseren
Feind. Wir sind die Retter unseres Lebens.

So sei es, bis der Sieg Amerikas Sieg ist, und bis es keinen Feind
mehr gibt, sondern nur noch Friede.

This is my rifle. There are many like it, but this one is mine. My
rifle is my best friend. It is my life. I must master it as I master
my life. — My rifle without me is useless. Without my rifle, I am
useless. I must fire my rifle true. I must shoot straighter than my
enemy, who is trying to kill me. I must shoot him before he shoots
me. I will . . . My rifle and myself know that what counts in this
war is not the rounds we fire, the noise of our burst, or the smoke
we make. We know that it is the hit that count. We will hit . . .
My rifle is human, even as I am, because it is my life. Thus, I will
learn it as a brother. I will learn its weakness, its strenght, its parts,
its accessories, its sights and its barrel. I will keep my rifle clean
and ready, even as I am clean and ready. We will become part of
each other. We will . . . Before God I swear this creed. My rifle
and myself are the defenders of my country. We are the masters
of our enemy. We are the saviours of our life. — So be it, until victo-
ry is America's and there is no enemy, but Peace!

III

Kommentar

Das Gerede über ›Entfremdung‹ und ›Verdinglichung‹, ›alienation‹
und ›reification‹, ist nachgerade unerträglich geworden. Denn heute
kommen diese Termini ja nicht etwa nur aus dem Munde von
Marxisten, sondern aus den Mündern aller, und niemand, der es
versteht, sie nett in den Text seiner examination papers einzu-
streuen, braucht zu befürchten, bei seiner BA-Prüfung durchzufallen.
Sic transit gloria revolutionum.

Als ich vor etwa zehn Jahren eine neue Phase der ›Entfremdung‹ ankündigte, die Situation nämlich, in der der ›Animismus des technischen Zeitalters‹ herrschen würde, die Situation, in der die Verdinglichung der Menschen ihre Entsprechung in der Vermenschlichung der Dinge finden würde, oder in der die Vermenschlichung der Dinge die Verdinglichung der Menschen sogar ersetzen würde, da nannte man mich einen Übertreiber, diese überspitzte Formulierung könnte ich doch wohl nur bildlich meinen. Was ich bestritt. Heute hat nun der dokumentarische Beweis meine damalige Behauptung eingeholt. Denn wie könnte man noch von ›Bildlichkeit‹ sprechen, wenn in der Gelöbnisformel einer Armeegattung das Mordgerät als ›Bruder‹ bezeichnet wird, und wenn dessen Verwender vor Gott den feierlichen Eid schwört, diesen seinen Bruder rein zu halten wie sich selbst und sich mit dessen Schwächen und Stärken vertraut zu machen?

Sehen wir ganz davon ab, daß dem Gewehr hier natürlich eine unzweideutig phallische, halb narzißtische, halb inzestuöse, Rolle zugeschrieben wird; und daß es natürlich keinen ›leatherneck‹ gibt, der nicht Schießen als ›a kind of f...‹, und f... als eine Art von Schießen ansähe; und schließlich keinen, der nicht den Schwur, sein ›rifle clean and ready‹ zu halten, mit Enthusiasmus schwören würde. Worauf es hier ankommt, ist, daß sich im Augenblick, in dem Menschen feierlich dazu verpflichtet werden, Dinge als Lebewesen (oder als Organe ihres eigenen Leibes) anzusehen, und als das nicht nur anzusehen, sondern als das zu behandeln – daß sich in diesem Augenblick das, was ich den ›Animismus des technischen Zeitalters‹ genannt hatte, als Wirklichkeit bestätigt; und daß in diesem Augenblick dem Gerede, mein Ausdruck sei doch höchstens bildlich oder metaphorisch zu verstehen, jede Basis entzogen ist.

*

Natürlich soll dieser Rifle-Text nicht nur sexuelle, sondern zugleich auch religiöse Assoziationen auslösen. Wenn ich den Wortlaut des O'Caseyschen Kanonengebets vorausschickte, so gewiß nicht grundlos. Deutlich klingen die Worte, die der Rifle-Dichter für die Identifizierung des Mörders mit seiner Waffe gefunden hat, an die sakramentalen Identifizierungsformeln aller, namentlich der christlichen, Religionen an. In der Waffe, die er vor Gott heiligt, soll der Mörder eben etwas Heilandartiges sehen. Tatsächlich taucht ja in der vor-

letzten Zeile des Parris-Island-Jahrbuches auch das Wort ›saviour‹ auf.

Übersetzt man den das Gebet krönenden Schwur, die Komplizität mit der Waffe so lange aufrechtzuerhalten, ›bis es keinen Feind mehr gebe, sondern nur noch Frieden‹, in die Alltagssprache, dann kann er nichts anderes bedeuten, als daß der Friede erst in demjenigen Augenblick eintreten werde, in dem ›my rifle and I‹ den Feind ausgerottet haben werden.

Gegen-Maquisards

Partisanen sind zu klein und zu ›unterentwickelt‹, als daß sie mit den monströsen Großwaffen von heute erfolgreich bekämpft werden könnten. Oder, anders herum: Großwaffen sind zu groß, als daß sie Gegner, deren Masse eine gewisse Minimalgröße nicht überschreitet, erfolgreich bekämpfen könnten. Was ich meine, ist nicht allein, daß der Einsatz zu großer Waffen unwirtschaftlich wäre, vielmehr, daß jedes Gerät als Korrelat Objekte in einer ihm entsprechenden Größe benötigt; und daß diese Regel auch auf Vernichtungsgeräte zutrifft bzw. auf die diesen Vernichtungsgeräten zugeordneten Opfer. Für Wasserstoffbomben mögen Industriezentren bzw. Komplexe von Industriestädten ideale Zielobjekte sein; und ich könnte mir vorstellen, daß Männer wie Edward Teller unter der Tatsache, daß so ideale Verwüstungskomplexe wie Tokio–Yokohama oder wie das Ruhrgebiet trotz ihrer idealen Eignung für das Verwüstetwerden dieser ihnen adäquaten Behandlung niemals unterzogen worden sind, aufs furchtbarste leiden, so als stellten diese Unterlassungen monströse Vergeudungen dar. Gleichviel, nicht in Dschungeln und in Maquiskämpfen finden Wasserstoffbomben ihre idealen Zielobjekte, sondern in Großstädten. – Zögernd scheinen die amerikanischen Theoretiker bereits einzusehen, denn nun versuchen sie ja schon im Schweiße ihres Angesichts, ihre eigenen Soldaten den noch mit obsoleten Mitteln kämpfenden Gegnern ebenbürtig zu machen, also GI's in Maquisards zu verwandeln. *Um Revolutionen oder Befreiungskriege zu verhindern, stellt die Konterrevolution also bereits (sofern bei diesem Rückgriff aufs Obsolete von einem ›bereits‹ gesprochen werden kann) revolutionsartige Soldaten her, ›Gegenmaquisards‹ gewissermaßen. Das aber*

ist auf lange Sicht wahrscheinlich vergeblich. Der schwache Maquisard ist stark nämlich allein deshalb, weil er von seiner Umwelt: dem Volk, dessen Teil er ist, und dem Dschungel, den er kennt, gehalten wird. Und das bedeutet, daß der noch so raffiniert ausgebildete ›Gegenmaquisard‹ grundsätzlich isoliert und deshalb viel schwächer bleibt als derjenige, gegen den er eingesetzt wird, und daß er aus diesem Grunde unvermeidlicherweise auch viel grausamer werden muß. Hier wie immer gilt, daß *nichts absurder ist als der industriell hergestellte Handwerker*. — Im übrigen zweifle ich nicht daran, daß die ausgebildeten Gegenmaquisards, da sie ja keine eigene Sache haben, das, was sie gelernt haben, zu Hause anwenden werden, daß sie also als ›Kriminelle‹ nach Hause kommen werden; während die Männer der FLN, unterstellt, der Krieg nähme einmal ein Ende, vermutlich wieder oder endlich zum ersten Male Bauern oder Bürger sein werden.

Genocid — kein heutiger Kriegsakt ist nicht-genocidal

Ein deutsches Blatt findet, es sei unerhört, den Vietnamkrieg mit Auschwitz in einem Atem zu nennen. Ganz abgesehen davon, daß es absurd ist, wenn Menschen darüber empört sind, daß Untaten anderer mit ihren eigenen Untaten gleichgesetzt werden, läuft diese Verteidigung der amerikanischen Moral auf Scheinheiligkeit heraus. Denn Genocid muß nicht unbedingt in der gezielten Ausrottung von Völkern, Rassen oder gesellschaftlichen Gruppen bestehen. Der Genocid-Typ, für den Hitlers methodische Liquidierungen der Juden, der Zigeuner und der osteuropäischen Intelligentsia in eigens dafür gebauten Installationen die Beispiele darstellen, mag zwar der klassische Genocid-Typ sein, aber er ist nicht der einzige. Es ist wahr, daß die Amerikaner in Vietnam nicht programmatisch und in erster Linie an der Ausrottung der Vietnamesen interessiert sind, daß vielmehr andere Ziele für sie im Vordergrund stehen, z. B. die politisch-strategische Beherrschung von Gebieten, deren Verwandlung in Ödland, die Warnung kolonialer oder halbkolonialer Großvölker vor Freiheitskriegen etc. Aber diese Tatsache spielt bei der Beantwortung der Frage, ob es sich in Vietnam um Genocid handle oder nicht, nicht die ausschlaggebende Rolle, entscheidend ist nicht, ob die Liquidierung programmatisches Ziel ist oder ›nur‹

ein Mittel. Auch wer Liquidierung ›nur‹ als ein Mittel verwendet, wer sie nur deshalb durchführt oder nicht vermeidet oder auch nur in Kauf nimmt, weil sie das militärisch wirksamste oder wirtschaftlichste oder propagandistisch erfolgreichste Mittel zur Erreichung anderer Ziele darstellt, auch der begeht Genocid. Bei den Armed Forces gilt bekanntlich die Maxime: ›Dry up the Water‹, wobei man unter ›water‹ (im Anschluß an das berühmte chinesische Wort von P'eng Teh-huai, die Guerillas lebten in der Bevölkerung und von der Bevölkerung wie der Fisch im Wasser und vom Wasser) die Bevölkerung des Landes versteht. Wenn die Aufforderung, diese Bevölkerung ›auszutrocknen‹, weil ohne diese Austrocknung die Kontrolle über ein gewisses Gebiet nicht möglich wäre, keine Aufforderung zum Völkermord ist, dann weiß ich nicht, was unter ›Völkermord‹ verstanden werden könnte. In gewissem Sinne darf man sogar behaupten, daß die Attitüde der amerikanischen Armed Forces den Vietnamesen gegenüber noch zynischer ist, als die der Nazis den Juden gegenüber gewesen war, daß Amerika die Vietnamesen noch verächtlicher behandelt, als Hitler die Juden behandelt hatte. Denn in Hitlers Augen hatten die Juden ja immerhin noch etwas dargestellt, wenn auch die Verkörperung des Untermenschlichen oder des Infernalischen; es war ihm ja wichtig gewesen, daß es die Juden *nicht* gab; während es für den Amerikaner, trotz der Hohnwörter, mit denen er die Vietnamesen belegt (›slants‹ = Schlitzaugen, oder ›gooks‹ = Schleimscheißer) vergleichsweise uninteressant ist, ob es Vietnamesen gibt oder nicht gibt. Was ihn interessiert, ist allein die restlose Beherrschung und Kontrolle von Regionen — und wenn er diese allein durch Zerstörung derer, die zufällig oder insolenter Weise in diesen Regionen wohnen, oder durch die Zerstörung der Lebenswelten derer, die in diesen Regionen zufällig oder insolenter Weise wohnen, bewerkstelligen kann, dann nimmt er dieses Mittel eben bedenkenlos in Kauf.

Tatsächlich gilt ja von diesen ›nicht vermiedenen‹ Aktionen nicht nur, daß zwischen Militär und Zivilbevölkerung keine Unterscheidung mehr gemacht wird, sondern sogar, daß die Bekämpfung der Zivilbevölkerung im Vordergrund steht. Deshalb haben ja die Amerikaner — und hier springt die Ähnlichkeit mit den ihre Lager ausschließlich zur Liquidierung von Zivilisten errichtenden, also Genocid begehenden, Nazis in die Augen — spezielle Waffen wie die ›Lazy Dogs‹, die ›Guavas‹, die ›Pineapples‹ entworfen und her-

gestellt, die in der Bekämpfung von gegnerischem Militär nahezu wertlos bleiben, sich dagegen bei der Ausrottung der Zivilbevölkerung außergewöhnlich gut bewähren.

*

Früher hatte es als Regel gegolten, daß allein militärische Ziele vernichtet werden durften. Nunmehr hat sich die Situation auf den Kopf gestellt. Denn heute wird umgekehrt jedes Objekt, das zerstört werden kann, automatisch als »militärisches Ziel« klassifiziert und für Zerstörung »in Schutz genommen«. So in den »Fundamentals of Aerospace Weapons Systems«, einem am 20. Mai 1966 herausgegebenen Handbuch der US Air Force. Und daß bei der Aufzählung zerstörbarer Objekte als erste Objektart »Personen« genannt wird, das ist gewiß kein Zufall. Da Zerstörbarkeit eines Dinges als Rechtfertigung dafür, daß man es »fertigmachen« darf, in Anspruch genommen wird, und da zu den heute zerstörbaren Objekten ganze Völker gehören, läuft die in dem Handbuch veröffentlichte Regel auf eine Proklamation des Völkermordes als Mittel heraus. —

Natürlich ist es denkbar, daß Kriegführende, die Genocid im zweiten Sinne (also nicht als Ziel, sondern als Mittel für die Bewerkstelligung anderer Ziele) begehen, erfolglos bleiben — worunter ich verstehe, daß die prospektiven Opfer doch noch Mittel und Wege finden, um sich zu schützen und um der Vernichtung zu entgehen — was wirklich in Vietnam der Fall zu sein scheint, da ja trotz des enormen Quantum der dort konzentrierten und eingesetzten tödlichen Waffen, die Zahl der Todesopfer noch relativ niedrig geblieben ist, jedenfalls mit der Zahl der Opfer der Flächenbombungen des zweiten Weltkrieges nicht verglichen werden kann. Nichtsdestoweniger müssen diese Akte natürlich als »genocidal« klassifiziert werden, denn die Erfolglosigkeit eines Mörders hat ja dessen moralische Qualitäten noch niemals um eine Spur besser gemacht. Nicht die Zahl der Toten zählt, sondern die Absicht des Tötenden.

Aber wozu alle diese Überlegungen? Wie furchtbar es auch sein mag, das genocidale ABC-Waffen hie und da eingesetzt werden, noch furchtbarer ist es, daß es heute keine Aggression mehr gibt (auch keine mit sog. »konventionellen Waffen«), die nicht virtuellen Völkermord darstellte. Solche Aggression gibt es deshalb nicht, weil

die »konventionell« Angegriffenen sehr gut wissen, genau so gut wie die Angreifenden, daß sie, sofern sie nicht nachgeben, mit Eskalation zu rechnen haben, und daß jede Eskalation in der Verwendung genocidaler Mittel gipfelt, daß also jeder Angriff, den eine ABC-Macht gegen eine Nicht-ABC-Macht unternimmt, einem Ultimatum gleichkommt, dem Entweder-Oder zwischen Kapitulation und Untergang. Die heute rechtmäßige Frage lautet nicht etwa: »Ist der heutige Krieg Völkermord?«, sondern: »Gibt es heute noch Kriege, die nicht Völkermord sind?« Beziehungsweise: »Gibt es heute noch Kriege, die nicht davon leben, daß sie mit Völkermord drohen?«

Geographie der Moral

Unter »doves« (»Tauben«) verstehen die Amerikaner nicht etwa diejenigen, die sich für den integralen Frieden in Vietnam oder gar für den bedingungslosen Abzug der amerikanischen Armee aus Vietnam einsetzen, von der Wiedergutmachung der von den Amerikanern verursachten Verwüstungen ganz zu schweigen — diese doch eigentlich selbstverständliche Forderung ist in den Staaten noch niemals erhoben worden. Die sich für solche Ziele einsetzen, die heimsen damit zu Hause höchstens Spottnamen ein, Namen wie »Vietniks« oder »Peaceniaks« oder dergleichen.

1. Als »Tauben« gelten und bezeichnen sich selbst vielmehr diejenigen, die ausschließlich den Angriff auf Nordvietnam ablehnen, dagegen niemals etwas gegen Operationen einzuwenden haben, die südlich des 17. Breitengrades stattfinden, gleich ob es sich dabei um Vergiftungen von Ernten, um Entlaubungen von Wäldern, um Verwüstungen von Dörfern oder um Liquidierungen von Bevölkerungen handelt.* Wer, obwohl Mitglied der amerikanischen Streitkräfte, Teilnahme an solchen Aktionen verweigern würde, der würde sich in den Augen der »Tauben« sogar höchst suspekt machen. Südlich des 17. Breitengrades darf man als »Taube« ruhig weitermorden.

* Selbst Senator Edward Kennedy spricht von mindestens 100 000 Zivilverlusten jährlich in Südvietnam. — Dazu siehe seine Beantwortung der von der New York Times gestellten Frage am 7. 5. 1967. Seine Ziffer untermauerte Senator Kennedy durch Untersuchungen, die sein »Senate Special Committee« über Flüchtlingsfragen seit Februar d. J. angestellt hatte. Diese Berichte basieren wiederum auf 200 medizinischen Expertisen. (New York Times 9. 5. 1967.)

den, südlich dieser Linie *soll* man das sogar. Ausreden sind nicht mehr möglich, die geographische Demarkationslinie zwischen Gut und Böse verläuft — ein Glück, das keiner früheren Generation jemals beschieden gewesen war — völlig unzweideutig und läßt Zweifel oder Mißverständnisse nicht mehr aufkommen. Was nördlich der Demarkationslinie eine Untat ist, das ist südlich von dieser erlaubt, was heißt ›erlaubt‹, das ist südlich von dieser patriotisch geboten.

2. Als ›Tauben‹ gelten und bezeichnen sich selbst ferner jene Tollkühnen, die *dafür eintreten*, daß post festum *den Opfern* ihrer Aggression, sofern solche Opfer übrigbleiben sollten, *Amnestie gewährt werde*. Nein, ich habe mich nicht verschrieben, ich meine, was ich sage: Amnestie, die von den Aggressoren den Opfern der Aggression gewährt werden solle. Diese Anregung ist effektiv gemacht worden, und zwar nicht etwa von irgendwem, sondern von dem Governor von Michigan, George Romney, und sogar voll Stolz auf den Mut, den er damit bewies. Denn natürlich ist es ihm klar, daß seine Kompatrioten den Vorschlag, Opfer amerikanischer Aggression straflos ausgehen zu lassen, nicht nur als ungewöhnlich, sondern auch als ein Symptom von mangelnder Gerechtigkeit und Undankbarkeit, wenn nicht sogar von Illoyalität auffassen könnten; und ganz unverständlich wäre es auch ihm wahrscheinlich nicht, wenn sie indigniert auf diesen an Verrat grenzenden Vorschlag reagieren würden. Jedenfalls glaubt er diesen mit dem Argument rechtfertigen zu müssen, daß man auf diese Weise den im Süden operierenden Viet Cong von Nordvietnam abspalten, damit also einen beträchtlichen militärischen Gewinn einstreichen könnte.

(›Herald Tribune und Washington Post‹ 10. 5. 1967.)

3. Schließlich gibt es heute einen völlig neuen Begriff von ›dove‹, der dadurch entstanden ist, daß die ›hawks‹, die ›Habichte‹, es unternommen haben, zum Zwecke totaler Irreführung die Begriffe Taube und Habicht einfach auszutauschen. Bei den ›Habichten‹ ist es nun nämlich Usus geworden, die ›Tauben‹ als ›Habichte‹ zu verleumden, da diese den Krieg durch ihre Milde angeblich in die Länge ziehen, wenn nicht sogar endlos machen; während sie, die echten Habichte, sich als die echten und wirklichen Vertreter der Humanität bewähren, da sie durch ihre Härte den Krieg ja abkürzen.

Gesichtslos

Von wem stammt dieser Nachruf auf Albert Schweitzer?

›Während eines halben Jahrhunderts, das unter dem Eindruck blutiger Kriege stand, hat uns Albert Schweitzer durch sein Leben und sein Werk an das erinnert, was wirklich von Bedeutung ist: daß die Kranken genesen, daß das Erbe unserer Religion und unserer Kultur geachtet und an unsere Nachkommen überliefert werde, daß die Menschen aller Rassen in der ganzen Welt Brüder und Kinder Gottes sind. Damit hat er allen gedient. Seine Botschaft und sein Beispiel, welche die dunkelsten Stunden dieses Jahrhunderts erhellten, werden alle jene, die sich bemühen, eine Welt des Friedens und der Brüderlichkeit aufzubauen, auch weiterhin ermutigen.‹

Und von wem stammen — Lichtjahre trennen diese Worte von den soeben zitierten — von wem stammen die folgenden Worte, die dem Komiker Bob Hope mit auf den Weg nach Saigon gegeben worden sind?

›Kein Krieg ist ein richtiger Krieg ohne Bob Hopes Witze.‹

*

Die zwei Aussprüche stammen aus einem und demselben Munde. Mindestens, da ja die Worte, die aus den Mündern amerikanischer Präsidenten ertönen, selten deren eigenes Fabrikat sind, aus einem und demselben office, nämlich aus dem von Johnson. Der zeitliche Abstand zwischen den zwei Aussprüchen — beide datieren aus dem Jahre 65 — beträgt nur drei Monate. Man glaube aber nicht etwa, daß die Vulgarität der Worte an Bob Hope durch die Noblesse der Worte über Schweitzer neutralisiert werde. Umgekehrt wird der Ausspruch über Schweitzer durch die Worte an Bob Hope ausgelöscht. Denn ein Vulgärer kann zwar Noblesse simulieren, aber ein Nobler nicht Vulgarität. Offenbar kommt diesem Mann — und das macht seine Vulgarität noch atemberaubender — gar nicht der Gedanke, daß, wenn er heute larmoyant von den Kindern Gottes flötet und morgen behauptet, Massenmorde würden durch die Anwesenheit eines Witzboldes legalisiert, daß er in die Nachwelt als eine Figur ohne jedes identifizierbare Niveau und ohne jedes identifizierbares Gesicht eingehen wird. Aber vermutlich hat er recht, daran nicht zu denken und darauf keine Rücksicht zu nehmen. Denn vermutlich gibt es

heute niemanden mehr, dem es einfiele, die zwei Aussprüche als die eines einzigen Menschen miteinander zu vergleichen, und niemanden mehr, der an fehlender Eindeutigkeit von Niveau und Physiognomie Anstoß nähme.

Gleiches Recht auf Unrecht

Über Mangel an Infamien können wir, die Zeitgenossen der Sechziger Jahre, gewiß nicht klagen. Die Meldungen aus Vietnam, Südafrika, Alabama, um nur drei Gegenden für viele herauszugreifen, sind unser täglich Brot. Daß ›im Interesse der Freiheit‹ Ortschaften ›dem Erdboden gleichgemacht‹ werden, das steht bereits wieder mit Regelmäßigkeit und Selbstverständlichkeit in unseren Zeitungen. Und auch wir sind ja schon wieder so weit, diese Nachrichten als selbstverständlich zu empfinden, deren regelmäßige Wiederholung sogar als ein beruhigendes Zeugnis für die verlässliche Stabilität unserer Welt. Alles wie gehabt. Und doch: in diesem Haufen von täglich üblen Nachrichten hat es in den letzten Monaten zwei Meldungen gegeben, die in gewissem Sinne noch deprimierender gewesen sind als die alltäglichen Schreckmeldungen. Von welchen spreche ich?

Erstens von der Meldung, daß 700 Veroneser Arbeiter aus Panik vor drohender Arbeitslosigkeit in einem dringenden Appell den Präsidenten der USA, Johnson, darum ersucht haben, den amerikanischen Militärstützpunkt, in dem sie angestellt sind, und von dessen eventueller Demontage bereits gemunkelt werde, unter keinen Umständen aufzulösen. Was macht diesen Appell so schockierend?

Nicht nur die Tatsache, daß diese Siebenhundert in der Notlage, in der sie sich offenbar befinden, schon nicht mehr spüren, wie würdelos es ist, um die Aufrechterhaltung fremder militärischer Einrichtungen auf eigenem souveränen Boden zu betteln oder sich dazu zu drängeln, in diesen beschäftigt zu bleiben. Sondern vor allem, daß sie sich für die Bewandnis der Basis, um deren Aufrechterhaltung sie so inständig betteln, überhaupt nicht interessieren. Hätten sie auch nur das mindeste Interesse, dann müßten sie ja erkennen, daß dieser Stützpunkt

a) vom Tage seiner Errichtung an nicht etwa der Sicherung ihrer Heimat gegolten hatte, sondern allein dem Ziel, ein drittes Land zu

bedrohen: und zwar eines, das niemals den mindesten Grund gehabt hat, ihre Heimat zu bedrohen;

b) die Gefahren, vor denen er zu schützen vorgibt, (wie alle Installationen dieser Art) überhaupt erst erzeugt; daß nämlich jede Drohung eine Gegendrohung, und im Ernstfall jeder Schlag einen Gegenschlag provozieren muß — kurz: daß der Stützpunkt, um dessen Aufrechterhaltung sie betteln, ihr Land, statt es zu schützen, umgekehrt gerade bedroht hat und, solange er nicht demontiert ist, auch weiter bedrohen wird. Basen für Raketen sind Untergangsmagneten.

*

Die zweite deprimierende Meldung — und deren Ähnlichkeit mit der ersten liegt auf der Hand — besagt, daß Tausende von Negern, von Arbeitslosigkeit gejagt, in den Bereich von Greater Los Angeles eingeströmt sind und weiter hineinströmen, um dort Arbeitsstellen zu finden. Der Rechtstitel auf Arbeit, den diese Menschen beanspruchen, ist natürlich unbestreitbar; diesen eigens zu begründen, wäre beleidigend; ihn zu betonen, ist überflüssig. Nicht überflüssig ist es dagegen, es sich illusionslos klarzumachen, auf was diese berechtigte Jagd nach Jobs in vielen Fällen, ganz gewiß in diesem Falle, herausläuft, und das nun ohne Beschönigung auszusprechen: daß nämlich unter den heutigen Industrie- und Beschäftigungsverhältnissen von Kalifornien und Los Angeles nahezu jeder, der um einen Arbeitsplatz kämpft, um einen Platz in der Rüstungsindustrie kämpft. In anderen Worten, daß diese ›job hunters‹ ihr unbestreitbares Recht auf Arbeit dann erobert haben, wenn es ihnen geglückt ist, zu der Vorbereitung der Liquidierung von Mitmenschen — denn einem anderen Ziele dient ja die Rüstungsindustrie nicht — zugelassen zu sein.

Nun, solange Menschen, die im Elend leben (wie etwa die farbige Bevölkerung, die nach Los Angeles einströmt) um Rechtsgleichheit kämpfen, solange kann man von diesen Menschen wohl kaum verlangen, daß sie sich den Kopf darüber zerbrechen, ob sich unter den Tätigkeiten, zu denen auch sie zugelassen zu werden beanspruchen, auch solche Tätigkeiten befinden, die, generell gesprochen, unerlaubt sind. Oder, anders ausgedrückt: solange das moralische Ziel, für das eine Gruppe kämpft, lautet: ›Wir wollen das, was die An-

deren dürfen, ebenfalls dürfen – solange kann die Frage, ob das, was sie auch zu dürfen beansprucht, moralisch sei oder nicht, in einer solchen Gruppe nicht auftauchen. Und das ist ganz natürlich so. Nichts liegt mir ferner, als etwa den Negern von Los Angeles, bzw. von Watts vorzuwerfen, sie hätten ihre Gedanken nicht zu Ende gedacht.

Und erst recht gilt das alles natürlich in demjenigen Augenblick, in dem das Kampfziel: also die Rechtsgleichheit, wirklich erreicht ist. Von Menschen, die dieses Ziel endlich errungen haben, die Einsicht zu verlangen, daß sie nun das gleiche Recht wie andere genießen, Unrecht zu tun, und daß ihre Rechtsgleichheit nun darin und nur darin bestehe – diese Einsicht und diese moralische Selbständigkeit von ihnen zu verlangen, wäre nicht nur total unrealistisch, sondern auch absolut unfair.

Aber unterstellt, es gäbe solche einsichtigen und moralisch selbständigen Menschen – und ein paar gibt es unter den Hunderttausenden ganz gewiß – Welch jämmerliche Genugtuung muß es für diese Männer sein, am Tage ihres Triumphes, am Tage, an dem sie einen Job gefunden und das Tor zur Fabrik durchschritten haben, sich sagen zu müssen, daß sie durch dieses Tor in eine Rüstungsfabrik eingetreten sind; und daß sich nun ihre gewonnene Rechtsgleichheit als gleiches Recht auf Mordbeteiligung, also auf Unrecht, verwirklicht hat.

*

Die Zahl der Zeitgenossen, die sich diese Tatsache bereits klar gemacht haben, ist äußerst gering. Für die Millionen von wohlmeinenden Progressiven versteht es sich von selbst, in *einem* Atem, in einer und derselben Demonstration ihre Stimme für die Gleichberechtigung der coloured people *und* gegen die Fortsetzung der Aufrüstung bzw. der gerade stattfindenden imperialistischen Kriege zu erheben – und natürlich wäre jeder moralisch impulsive Zeitgenosse glücklich, da ohne Wenn und Aber und ohne alle Reserven mitzutun und sich für beides zugleich einsetzen zu dürfen. Aber darf er das?

Wie entsetzlich mißverständlich meine Antwort auch klingen mag – und ich sehe bereits voraus, daß Feinde mich loben und Freunde mich fortstoßen werden – so einfach dürfen wir es uns nicht machen.

Wer wirklich dazu entschlossen ist, den Problemen von heute ins Auge zu blicken, der kann sich nicht der Tatsache verschließen, daß die zwei Forderungen (Gleichberechtigung und Rüstungsabbau) nicht einfach durch ein *und* verbunden werden können; daß diese Und-Verbindung, wie gutgemeint sie auch sein mag, eine naive Beteuerung bleibt; daß die Doppelforderung vielmehr einen Widerspruch in sich enthält, daß wir es hier mit einer dialektischen Situation zu tun haben. In anderen Worten: *innerhalb von Unrechtssystemen* – und ein mit Atomkrieg drohendes und imperialistische Liquidationskriege führendes Land *ist* natürlich ein Unrechtssystem – *innerhalb von Unrechtssystemen kann das Plädoyer für Gleichberechtigung* *versehentlich immer auch zum Plädoyer für das Unrecht* (z. B. zum Plädoyer für die Rüstungsindustrie oder für Militärbasen oder für Kriege) *werden*.

Absurd? Um zu erkennen, wie wenig absurd diese Gedanken sind, braucht man es sich ja nur klarzumachen, daß die Dialektik, von der ich hier spreche, in einem anderen Sektor, nämlich im militärischen, längst bekannt ist. Denn daß die Gleichberechtigung, die der in die Uniform gesteckte Neger genießt, darin besteht, daß auch er nun, genau so wie der weiße GI, das Recht hat, im Interesse des Imperialismus Koreaner oder Vietnamesen oder welche Bevölkerung gerade dran ist, zu dezimieren, also das *gleiche Recht auf Unrecht* tun, das kann wohl von niemandem bestritten werden.

Gnade

Man hat mir gestern nahegelegt, zusammen mit Hunderten von anderen, Präsident Johnson, über den unser Urteil schließlich feststeht, um die Begnadigung eines im Zusammenhang mit dem Vietnam-Krieg völlig zu Unrecht zu Gefängnis verurteilten GIs zu ersuchen. Der Mann, der begnadigt werden soll, hat sich geweigert, am Krieg in Vietnam teilzunehmen, da er diesen für ein illegales, unmoralisches und ungerechtes Unternehmen hält.

Dürfen wir um Gnade für ihn bitten?

Nein. Denn durch Signierung des Begnadigungsgesuches würden wir zweierlei bestätigen:

- die Schuld des Entrechteten. Und zwar deshalb, weil nur Schuldige begnadigt werden können.

● die moralische Kompetenz, sogar die Humanität des munter seine Eskalation betreibenden Johnson. — Und zwar deshalb, weil man, um Menschlichkeit nur solche Menschen bitten kann, denen man Menschlichkeit zuerkennt und die man als Menschen respektiert.

In anderen Worten: durch unser Gnadengesuch würden wir die Legitimität des rechtlosen Zustandes, den der Vietnam-Krieg darstellt, zugestehen. *Worum wir zu bitten haben, ist nicht, daß Gnade vor Recht, sondern daß Recht vor Unrecht ergehe.* Und um so etwas bittet man nicht. So etwas fordert man. Oder so etwas versucht man, mit Gewalt durchzusetzen.

Wir werden andere Mittel und Wege finden müssen, um diesem GI zu helfen.

*God's Own Country**

Bekanntlich hat der amerikanische Student David Mitchell, der Inaugurator der ›End the Draft-Bewegung, der sich auf die moralischen Prinzipien des Nürnberger Kriegsverbrecherprozesses beruft, den Militärdienst als unmoralisch und illegal bezeichnet und sich persönlich geweigert, sich während eines amerikanischen imperialistischen Krieges einziehen zu lassen — woraufhin er zu fünfjähriger Haft verurteilt worden ist. Der Richter Emmett Claire, auf Grund dessen Spruches dieses Urteil vor einem halben Jahr vollstreckt worden ist, motivierte Mitchells Strafwürdigkeit mit dem Argument, Mitchell sei zugestandenermaßen Atheist, ergo könne seine Berufung auf Moralprinzipien, also auch auf die von Nürnberg, keinen Anspruch darauf erheben, ernst genommen zu werden. Damit beweist Richter Claire, daß ihm nur der unmoralischste Begriff von Moralität vertraut ist, nämlich nur derjenige, der mit dem Begriff von Gehorsam identisch ist. Das ist nicht besser, als wenn man einem Knaben das Recht auf anständiges Benehmen und die Glaubhaftigkeit seines moralischen Benehmens deshalb absprechen würde, weil dieser erkläre, auch dann anständig sein zu wollen, wenn er damit keinem ausdrücklichen Befehl seines Vaters nachkomme, nein auch dann, wenn er dessen Befehls-Autorität oder dessen Existenz nicht anerkenne. Keine Frage, dieser Richter hält

* Gottes eigenes Land = Amerika, traditionelle, ernstgemeinte Bezeichnung Amerikas durch die Amerikaner.

die Unmoral des Gehorsamen für moralischer als das Moralischsein des Ungehorsamen. Er hält es für sittlicher, das ›Du sollst nicht töten‹ zum Teufel zu schicken und an Gott zu glauben, als das ›Du sollst nicht töten‹ zu beherzigen, ohne diese Beherzigung durch Gottesglauben zu begründen. Und für *gottgefälliger, ein gläubiger Mörder zu sein als ein nichtgläubiger Mordverweigerer.*

Der mißbrauchte Gott

Jedem gelingt es gewiß nicht, Ungläubige in Kämpfer gegen Blasphemie zu verwandeln. Wenn aber ein Mann einen Photographen zu sich bestellt, um sich von diesem zwischen den buttered toast und scrambled eggs seines Frühstücks in der einstudierten Andachtspose des Morgengebets (die so aussieht wie ›unser Präsident im einsamen Zwiesgespräch mit seinem Herrgott‹) knipsen zu lassen; und wenn der Geknipste dieses sein Bild der Werbungsindustrie übergibt, um es durch diese vervielfältigen und ausstreuen zu lassen, damit es von Millionen vor ihren buttered toast und scrambled eggs Sitzenden konsumiert werde;

und wenn diese Millionen zwischen ihren toast und eggs deutlich erkennen können, wie nahe sich der Betende seinem Gott fühlt, und daraus schließen, daß sich auch der Angebetete dem ihn Anbetenden nahe fühlen und ihn gutheißen oder gar segnen müsse — also wenn ein Mann — nein wahrhaftig nicht irgendeiner, sondern der Präsident der USA, derartiges tut, und wenn die 200 000 000 gläubigen Bürger zwischen dem Atlantic und dem Pacific angesichts dieses Andachtsbildes nicht in Schreien ausbrechen vor Empörung, dann bleibt nichts anderes übrig, als daß wir Nichtgläubigen an ihrer Statt zu schreien beginnen. Denn daß einer aufsteht, um seinen Gott als publicity stunt für seine blutigen Taten und für die nächsten Wahlen zu mißbrauchen, sollte das erlaubt sein? Mindestens wir, die wir an diesen Gott nicht glauben, erlauben das nicht.

*Good Kills**

Den Sinn des Wortes ›gut‹ werden wir wohl revidieren müssen. ›We've had a couple of good kills over there‹** berichtete ein Informationsoffizier, der aus der Gegend von Binh-Dinh, aus Anke,

* Hübsche tödliche Treffer.

** Wir hatten ein paar hübsche Treffer dahinten.

nach Saigon zurückgekehrt war. — Mörder zweifeln wohl kaum je daran, daß diejenigen, die sie umgebracht haben, zuvor Menschen gewesen waren. — Wer dagegen den Ausdruck ›good kills‹, der ja aus dem Jäger-Idiom stammt, in den Mund nimmt, der beweist damit, daß er in den Umgebrachten keine Menschen mehr gesehen hat, sondern Wild; und daß er etwas Schlimmeres ist als ein Mörder: nämlich ein ›Kopffäger‹. Wie berechtigt dieser Ausdruck ist, wird durch die Tatsache bestätigt, daß Viet-Cong-Ohrmuscheln als Trophäen gesammelt werden.

Gott als Diffamierungsgerät

›Ungeachtet‹, heißt es in Fettdruck im Wiener Kurier vom 1. August 67, ›ungeachtet Präsident Johnsons Aufruf zum Gebet für Bürgerfrieden und nationale Versöhnung brachen Sonntagabend in Portland, Riviera Beach, Wichita und Cleveland Negerunruhen aus.‹

Diese Worte wollen uns nahelegen, nun in den aufbegehrenden Neger nicht mehr nur Rebellen gegen Wohn-, Sanitäts-, Schul-, Arbeits- bzw. Arbeitslosigkeitsverhältnisse zu sehen, sondern auch einen Mob, der gegen Gott selbst aufbegehrt, da er ja, statt für Versöhnung zu beten, und sogar trotz des ausdrücklichen Ersuchens um ein solches Gebet, auf den Straßen herumlärmte.

Anzuklagen ist in diesem Falle natürlich nicht der ›Kurier‹, der diese Nachricht nicht anders als zehntausend andere Blätter gebracht hat, sondern der öffentlich zum Beten aufrufende Johnson. Wenn Unpolitische oder Verzweifelte unter den Bedrohten im Beten ihren letzten Ausweg sehen, so ist das menschlich gewiß begreiflich. Aber wenn derjenige, der die Macht in Händen hält, den Entmachteten, die er jederzeit mit Gewalt zum Verstummen bringen könnte, anempfiehlt, zu Gott zu beten, dann stellt das den Höhepunkt der Scheinheiligkeit dar. Diejenigen in Amerika, die effektiv gläubig sind, sollten zu Ehren ihres Gottes und im Interesse ihrer Religion, Johnson als Gotteslästerer bezeichnen.

Gratis

Am 23. Oktober 1967 meldete der Wiener Rundfunk, bei den kolossalen Demonstrationen vor dem Pentagon hätten mehr als hundert

Personen ›Verwundungen davongetragen‹. ›Davongetragen‹ ist gut. Das klingt ganz so, als hätten diese Verwundungen wie herrenloses Gut auf dem Pflaster herumgelegen oder wie Früchte an Ästen gehangen, und als hätten die Demonstranten nichts anderes zu tun brauchen, als diese gratis erhältlichen Objekte aufzuheben oder abzupflücken, um sie dann eben nach Hause — davonzutragen. Daß es Produzenten dieser Verwundungen gegeben hat, daß Polizisten zugeschlagen haben, das ist dieser Redensart jedenfalls nicht anzumerken. Und darin besteht eben ihre Tugend.

Grenzen des Herstellbaren

Der zugleich altertümliche und neue Typ des vietnamesischen Guerillakämpfers hatte die Amerikaner durch seine Tollkühnheit, Wendigkeit, Geistesgegenwart und Selbständigkeit von Beginn an tief beeindruckt. Natürlich reagierten sie auf diese Männer erst einmal auf amerikanische Art, genauso, wie sie auf Exemplare neuer Waffengattungen reagiert hätten, nämlich mit einem ›auch haben!‹ — Und da sie in der Überzeugung großgeworden waren, daß es nichts gebe, nein, nichts geben könne, was sie nicht ebenfalls haben und herstellen (oder wozu sie sich nicht ebenfalls ausbilden*) könnten, meinten sie mit ihrem ›auch haben!‹: ›Natürlich können auch wir, wenn das taktisch opportun und militärisch erforderlich ist, Revolutionäre werden‹ und: ›Jeder GI ist virtuell — man muß diese Anlage eben nur aufwecken und ausbilden — ein Guerilla. — Die Tatsache, daß zur Verwirklichung dieses bestimmten Typs eine bestimmte geschichtliche und moralische Situation gehört: daß also die Viet Congs ihre Guerilla-Fähigkeit ihrer kollektiven Misere verdanken, ihrer kollektiven Entwürdigung, ihrer kollektiven Verzweiflung, ihrer kollektiven Wut, ihrer kollektiven Hoffnung, ihrem kollektiven Vertrauen auf gegenseitige Hilfe, kurz: ihrer kollektiven Sache — alle diese Tatsachen sind den Amerikanern offenbar

* Diese Überzeugung gleicht der der progressiven amerikanischen Erzieher, die im jedem Kinde einen virtuellen Beethoven oder einen prospektiven Michelangelo sehen. „Everybody is creative“, jedermann gehört potentiell zur Elite, es gibt nichts, inklusive Präsident, was irgendwer nicht werden könnte — wer das bezweifelt, beweist damit sogar seinen Mangel an democracy.

jahrelang nicht eingefallen und deshalb jahrelang nicht aufgefallen. Keiner von ihnen hätte begriffen, warum sie nicht, mit der ungeheuren technischen Erfahrung, über die sie verfügten, in der Lage sein sollten, mindestens ebenso anständige Desperados herzustellen wie diese jämmerlichen Südasiaten, denen ja schließlich sogar alle Hilfswerkzeuge fehlten. Kurz, sie beschlossen: ›We will produce them, too, let's start with beginner's courses in resistance!‹* An Sonntagen Kurse in Spontaneität, an Montagen in Selbstaufopferung, an Dienstag in Geistesgegenwart, mittwochs in revolutionärem Elan, an Donnerstagen in Würmer- und Wurzelidiät, an Freitagen im Verbrennen von Dörfern inklusive Frauen und Kindern, und an Sonnabenden schließlich im Abschneiden menschlicher Glieder unter besonderer Berücksichtigung von Zungen und Geschlechtsteilen.

*

General Maxwell Taylor ist der erste gewesen, der die ingenieure Idee von, Guerilla-Kämpfern ähnlichen, Anti-Guerilla-Kämpfern konzipiert hat. Und Kennedy ist es gewesen, der, nicht minder ingenieure, die Verwirklichung dieser Idee seit 1961 methodisch in die Wege geleitet hat. Heute sieht man nun, was dabei herausgekommen ist, was dabei unvermeidlicherweise hat herauskommen müssen. Denn daß Soldaten, die programmatisch dazu ausgebildet werden, im Angriff (nicht, wie echte Partisanen, in der Verteidigung) Menschen zu überfallen, deren Wohnstätten einzuäschern, deren Glieder abzuschneiden und dgl., durch solche Erziehung nicht etwa zu Guerilla-Kämpfern erzogen, sondern in Verbrecher verwandelt werden, das liegt ja auf der Hand.

Unterdessen hat man allerdings begonnen — und auch das liegt nun schon wieder Jahre zurück — in ein drittes Stadium einzutreten. Denn unterdessen hat man, und leider nicht erfolglos, die Herstellung und den Einsatz von solchen Waffentypen in den Vordergrund geschoben, deren Leistungen denen der Guerillas ähneln. Das heißt: Man hat den Vorsprung, den die mit obsoleten Mitteln kämpfenden Menschen vor den eingesetzten modernen Apparaten gehabt hatten, mit Hilfe von ad hoc zu diesem Zwecke entworfenen Appa-

* Wir werden die auch herstellen, beginnen wir mit Anfängerkursen in Widerstand!

raten aufgeholt. Kennzeichnend für dieses neue Stadium ist die ungeheure Steigerung der Rolle der, im Vergleich mit den Großwaffen geradezu harmlosen Hubschrauber, die den außerordentlich beweglichen Guerilla-Einheiten insofern ähneln, als auch sie, und zwar wie die obsoleten Menschen, kleine Entfernungen überhupfen können, ohne, wie die großen Flugzeuge, durch ihre zu große Geschwindigkeit die Gegner zu überholen und dadurch zu verfehlen.

Gutes Gewissen

Nichts schreckenerregender als die Stimme des guten Gewissens. Wenn ihr erfahrt, daß jemand behauptet, diese Stimme gehört zu haben, dann laßt alle Hoffnung fahren, der Barbarei steht dann nichts mehr im Wege. Denn die mit gutem Gewissen aus 15 000 feet Höhe unter dem Titel ›mopping up operations‹* durchgeführten Abschaltungen sind viel gewissenloser, als es die bösartigsten Mafia-Morde in Sizilien gewesen waren. Solange noch bösartig gemordet wurde, lag es ja auch noch im Bereich der Möglichkeit, daß das Fehlen von Gewissen als Lücke erkannt und registriert wurde, sogar vom Mörder selber. Und selbst die Möglichkeit einer Sinnesänderung war damals noch nicht ausgeschlossen. — Seit dagegen mit gutem Gewissen gemordet wird, ist es unmöglich, daß eine solche Lücke noch als Lücke erkannt wird. — *Die systematische Produktion von Unmoralität, die nun seit 25 Jahren vor sich geht, die vollzieht sich niemals als ausdrückliche Demontierung von Moral, sondern umgekehrt stets als deren scheinbare Rettung oder Aufrechterhaltung.* — Was heißt überhaupt ›die Stimme des guten Gewissens?‹ Gibt es denn überhaupt etwas, was diesem Ausdruck entspricht? Ist eine solche Stimme denn jemals zu vernehmen? Auf ebenso unbestreitbare Weise zu vernehmen wie die Stimme des schlechten Gewissens? Oder ist nicht die Rede von einem, dem schlechten Gewissen analogen, ›guten Gewissen‹ eine Erfindung der — Gewissenlosen? Besteht nicht das, was man als die ›Stimme des guten Gewissens‹ bezeichnet, einfach in der Tatsache, daß die Stimme des schlechten in uns verstummt ist? Oder darin, daß wir zu taub geworden sind, um diese zu vernehmen? — Die wirklich Anstän-

* Säuberungsaktionen

digen können es sich nicht nur ersparen, ihr gutes Gewissen auf dem Präsentierteller herumzutragen, sondern auch, ein gutes Gewissen zu *haben*.

Hochmuth kommt vor dem Fall
oder
They've Had It

›If we see people within our free fire zone, they've had it‹ (etwa: ›Wenn wir Leute innerhalb unserer freien Schieß-Zone sehen, dann sind sie schon erledigt‹), erklärte laut Herald Tribune vom 23. 5. 67 Major General Bruno Hochmuth, der Kommandeur der in der Gegend von Dong ha stationierten ›Ledernacken‹.

In diese Erklärung horche man gut hinein. Was unser famoser Commander da ankündigt, ist nicht etwa: ›If we see people within our free fire zone, we will kill them‹ oder: ›we kill them‹ (›dann werden wir sie töten‹ oder: ›dann töten wir sie‹), sondern: ›they've had it‹ (›dann sind sie schon erledigt‹). Die futurische Verbalform, auch nur das Präsens, zu verwenden, erübrigt sich für ihn, das empfinde er als Kraftvergeudung, da ja das Totsein derer, die sich in der free fire zone bewegen, schon jetzt beschlossene Sache ist und damit eben bereits *der Vergangenheit zugehört*. Ebenso erübrigt es sich für ihn, das Wörtchen ›it‹ in der Ankündigung ›they've had it‹ genauer zu erläutern, da man ja ein Idiot sein müßte, um nicht zu verstehen, daß unter ›it‹ heute allein Totsein verstanden werden kann. —

Von neuem zeigt sich: Nichts falscher als die Behauptung, wir würden heute betrogen. Dieser Major General Hochmuth unternimmt ja nicht den geringsten Versuch, uns etwas vorzumachen. Seine Sprache ist ja, wie vulgär sie auch sein mag, gerade *weil* sie so vulgär ist, wahrer als die Sprache der sachlichsten Kriegsberichterstaten, nein, geradezu die Wahrheit selbst.

Nicht beantwortet ist damit allerdings die Frage, warum ein Blatt wie die ›Tribune‹, dem man sonst direkte Vulgarität nicht nachsagen kann, diese Vulgarität mit solcher Offenheit im Wortlaut gebracht hat. Aber klagen wir darüber nicht, denn durch die Veröffentlichung solcher Vulgaritäten sind wir über die Gemeinheiten von heute besser unterrichtet, als unsere Vorfahren je über die Infamien ihrer Zeitgenossen unterrichtet gewesen waren.

P.S. Dies alles: Infamie sowohl wie Wahrheit, liegt nun weit hinter ihm. Am 13. 11. 67 ist General Hochmuth einem Flugzeugunglück in Vietnam zum Opfer gefallen. In seinen Worten: ›He's had it‹.

Harmonie

Am 3. September 1967 meldete der Rundfunk, Präsident Johnson habe erklärt, daß es im Kreise seiner Mitarbeiter keinerlei Meinungsverschiedenheiten über den Vietnam-Krieg gebe. Offenbar liegt für Panik wirklich kein Anlaß vor, wir dürfen wirklich mit gutem Gewissen ruhig einschlafen. Denn, so heißt es bei Johnson weiter, ausnahmslos alle befürworteten die Fortsetzung der eskalierten Bebombung von Nordvietnam, in dieser Hinsicht herrsche in ihrem Kreise *vollkommene Harmonie*.

Es fehlt nur, daß er gesagt hätte: ›die friedlichste Harmonie‹, aber ›Harmonie‹ hat er gesagt — was uns dazu nötigt, ›Harmonie‹ neu zu definieren.

Unter ›Harmonie‹ haben wir nun also die Tatsache zu verstehen, daß sich Kriegsverbrecher über die Antworten auf die Frage, wen sie wo und mit welchen Mitteln ausrotten sollen, einig sind.

P.S. Dezember 67

Gewiß ist schon damals, vor drei Monaten, Johnsons Behauptung unwahr gewesen, denn offensichtlich hat McNamara schon damals disharmonische Töne von sich gegeben. Aber der Sinn des Johnsonschen Begriffes von ›Harmonie‹ wird dadurch nicht im mindesten verändert.

Die Hauptsache

Eigentlich, so berichtete ein Griechenlandreporter nach seiner Rückkehr aus Athen, sei die Zensur in Griechenland schon seit zehn Tagen aufgehoben gewesen. Wenn er diese Mitteilung erst jetzt mache, so allein deshalb, weil es die dortige Zensur im Interesse der Freiheit für inopportun gehalten habe und auch noch heute halte, diese Meldung durchzulassen. Aber gleich, ob gemeldet oder nicht, die Tatsache der Freiheit als solche sei ja gewiß die Hauptsache.

Das heilige Leben

Es gibt einen amtlichen amerikanischen Ausdruck, dessen Gemeinheit der der amtlichen Nazi-Ausdrücke, etwa dem Ausdruck ›Endlösung‹, um nichts nachsteht. Er lautet: ›To generate refugees‹. Auf deutsch: ›Flüchtlinge herstellen‹.

Man beachte: Daß es refugees gibt, wird nicht nur als die unvermeidliche Folge von als unvermeidlich angesehenen Kriegshandlungen zugegeben; vielmehr wird schamlos eingeräumt, daß es einem positiv darauf ankomme, daß refugees entstehen. ›To generate refugees‹ ist geradezu ein Befehl, ein Kommando, das dieser oder jener, in diesem oder jenem Sektor Südvietnams ›kämpfenden‹ Einheit erteilt wird. Die Durchführung des Kommandos besteht darin, daß man in dem bezeichneten Sektor jedes einzelne Haus, jede einzelne Werkstätte, jedes einzelne Arbeitsgerät, jeden einzelnen Garten, jedes einzelne Feld, jedes einzelne Stück Vieh vernichtet, und zwar eben, damit sich die wirkliche Bevölkerung dadurch in eine amorphe Masse verwandle. Unterstellt selbst, die ›producers of refugees‹ betrachteten das Leben ihrer Opfer als ›heilig‹, rührten es also nicht an – ihr Verbrechen wäre um nichts geringer als das der Ermordung dieser Menschen. Denn der Lebensbegriff, auf den sie sich dabei berufen würden, wäre ein rein biologischer; Menschen im wirklichen Sinne sind Menschen allein dann, wenn sie in ihrer Welt leben. Aus diesem Grunde sind die vermittels ›generating‹ in refugees verwandelten Menschen *als* Menschen nicht mehr *da*, also ermordet.*

Das höchstindustrialisierte Land der Welt,

mindestens das Land mit den meisten strategisch wichtigen und für die freie Welt bedrohlichen Industrieanlagen ist – darüber gibt es keinen Zweifel – Nordvietnam gewesen, und das ist es auch heute,

* Übrigens heißen die Amerikaner das „heilige Leben“ ihrer Opfer ebenso willkommen, wie Hitler das Leben seiner Opfer willkommene heißen hatte. Die Auffanglager, ehemals „Strategic Hamlets“ genannt, in denen die methodisch „generated refugees“ nun zu leben haben, tragen den Namen „New Life Hamlets“. Und auf Lagerportalen findet man die (der Torüberschrift in Auschwitz „Arbeit macht frei“ entsprechende) Überschrift: „BIENVENU AUX REFUGIES“.

und das wird es vermutlich auch morgen sein, und das wird so lange gelten, als das Land von der amerikanischen Luftwaffe zerbombt wird.

Seit mehr als zwei Jahren werden wir täglich amtlich darüber informiert, daß Fabrikinstallationen, Raffinerien, Brücken, Ölanlagen, vor allem Eisenbahnknotenpunkte, angegriffen worden seien; aber offensichtlich sind diese Objekte gegen Schläge gefeit – warum müßten sonst die Angriffe täglich wiederholt werden? Oder das Potential des Landes ist so gigantisch, daß die paar Zerstörungen, die die armseligen amerikanischen Bomben vorgestern, gestern und heute angerichtet haben, unerheblich bleiben. Gleichviel, es nutzt nichts, jeden Tag müssen neue Einsätze geflogen werden.

Welch eigentümlicher Existenzbeweis! Vom Dasein dieser Knotenpunkte, und wie die anderen Objekte alle heißen mögen, und von deren sensationeller Zahl und von deren atemberaubendem Ausmaß hatten wir früher niemals etwas gehört. All das wird nun erst bekannt, nun erst durch deren Vernichtung. ›Ich bin zerbombt worden‹, scheint jeder Knotenpunkt auszurufen, ›also bin ich.‹ Oder richtiger: ›also war ich.‹

Was Humanität ist I

Nachricht aus Saigon: US-Kampfflugzeuge richteten Ende Oktober irrtümlicherweise einen Luftangriff auf das südvietnamesische Dorf De Duc, wobei 48 Zivilisten getötet und 55 verletzt wurden. Überflüssig zu betonen, daß unverzüglich amerikanische Medikamente an den betroffenen Platz geflogen worden sind, und daß die südvietnamesischen Regierungsstellen den Amerikanern sofort ihren Dank für diese Hilfeleistung ausgesprochen haben.

Als der Kaufmann Bim trotz dreifach wiederholter Warnung keine Anstalten traf, den Erpressungen des molussischen Mafia-Bosses Fu nachzugeben, da beauftragte dieser seinen Spezialisten, dasjenige zu tun, was in solchen Fällen zur Routine der Firma gehörte: nämlich den ältesten Sohn des widerspenstigen Mannes verschwinden zu lassen. Natürlich verursachte die Durchführung dieses Auftrages nicht die geringsten Schwierigkeiten, und als der Spezialist am nächsten Morgen seinem Chef die über Nacht abgeschlossenen Ge-

schäfte aufzählte, konnte er unter anderem auch den Tod des jungen Bam mitteilen. — »Was?« schrie da Herr Fu zur ungeheuren Überraschung seines Spezialisten, »den Sohn von Herrn Bam hast Du erledigt?« — »Programmgemäß«, antwortete der Spezialist. — »Programmgemäß! Mord ist das. *Bim* hatte ich gesagt, und nicht *Bam!*« — Woraufhin sich der Angestellte mit den Worten, das eine schließe das andere nicht aus, auf den Weg machte, um den Richtigen ebenfalls zu erledigen.

Ob und wie Herr Fu seinen Spezialisten bestraft hat, das wissen wir nicht. Wohl aber, daß er den alten Bam, der durch ein Versehen der Firma in ein solches Unglück gestürzt worden war, nicht im Stich gelassen hat. Im Gegenteil: Mit jener Promptheit, die nur das wahrhaft humane Herz kennt, ließ Herr Fu dem Alten noch am gleichen Vormittag sein tiefempfundenenes Mitgefühl aussprechen; und ihm am Abend ein schwarzgerahmtes und von ihm eigenhändig unterzeichnetes Portrait seiner selbst überreichen. Und es ist wohl ein tröstliches Zeugnis für die Urbanität Molussiens, daß sich der alte Herr Bam trotz seines unsäglichen Schmerzes der menschlichen Geste des Herrn Fu nicht unwürdig gezeit hat: sich für die unerwartete Gabe bedankt, nein, dieser sogar in seinem nun trostlos gewordenen Hause einen Ehrenplatz eingeräumt hat.

Was Humanität ist II

»Seit fünf Tagen«, rühmte sich Mr. Fu, der Direktor der Molussischen Mafia, der sich vorübergehend darauf beschränkt hatte, seine Überfälle im Südteil der Stadt durchführen zu lassen, »seit fünf Tagen habe ich mich im Nordteil der Stadt aufs puritanischste alles Blutvergießens enthalten.« — Und nach zehn Tagen prahlte er auf ähnliche Weise, und nach fünfzehn ebenfalls, »Wahrhaftig«, so schloß er diese seine dritte Kundmachung, und der Ton seiner Stimme klang so ominös wie der Ton aller Moralisten, die das Ende ihrer Geduld nahen fühlen — »wahrhaftig, wenn es noch immer Leute in der Nordstadt geben sollte, die mir ihr Vertrauen versagen und die sich weigern, die unmißverständlichen Zeichen meiner Friedfertigkeit anzuerkennen, diese Leute würden — und dieser Warnung lasse ich nun keine weitere mehr folgen — die Verantwortung für die Konsequenzen ihrer Halsstarrigkeit ganz allein tragen müssen.«

Und nicht nur seine Mafia-Brüder applaudierten ihm, sondern auch die ehrenwerten Herren vom Magistrat, da auch diese nichts tiefer verabscheuten als Gewalttätigkeit und nichts inniger liebten als den Frieden.

Was Humanität ist III

»Daß ich«, so sprach der Gewaltverbrecher, »Herrn Mayer nur die Beine und die Rippen gebrochen habe, nicht aber seinen Schädel eingeschlagen habe, das ist, wenn Sie in Betracht ziehen, daß ich ihn mehr als fünfzigmal überfallen habe, als eine im Verhältnis sehr geringe Beschädigung zu bezeichnen; eigentlich sogar als ein Zeugnis dafür, wie erfolgreich ich mich bemüht habe, seine edleren Teile zu verschonen.«

»89 Todesopfer«, so erklärte am 4. 1. 67 das Pentagon nach der Bombung von Nam Dinh, »89 Todesopfer, wie die Nordvietnamesen angeben, bei einer Einwohnerschaft von 90 000 sind bei über 50 Angriffen im Verhältnis als gering zu bezeichnen und eher ein Beweis dafür, wie sehr die USA sich bemühen, Zivilisten zu verschonen.« (»Kurier« Wien, 5. 1. 67.)

Ideologielosigkeit

Für den Stand dessen, was in den heutigen USA als »Demokratie« bezeichnet wird, ist nichts so charakteristisch wie die dort erlaubte Narrenfreiheit, also die Tatsache, daß die Regierung ihren Nonkonformisten, selbst den Ohnmächtigen unter diesen, sogar gerade diesen, das Recht einräumt, ihr zu widersprechen und Tatbestände zu veröffentlichen, von denen man annehmen sollte, daß sie deren Verbreitung unter allen Umständen zu unterbinden versuchen müßte. Wenn wir es versäumen, uns von diesem grundsätzlichen Zugeständnis Rechenschaft abzulegen; wenn wir auch heute noch behaupten (wie die gestrigen Ideologie-Theoretiker, die gestern damit recht hatten), daß allein solche Thesen, Theorien oder Wahrheiten von der Regierung oder von der herrschenden Klasse für Zirkulation freigegeben werden, die von ihr selbst herkommen, oder die ihr mindestens passen; oder wenn wir glauben, deshalb freie Menschen zu sein, weil man es uns erlaubt, unsere nonkonformistischen

Ansichten zu äußern, dann stecken wir nicht nur tief in der Unwahrheit, dann sind wir außerdem sogar doppelt unfrei: Denn die uns diese Erlaubnis erteilen, die vollziehen damit nicht etwa einen demokratischen Akt, keinen Akt der Respektierung einer Minderheit, vielmehr einen als Respekt getarnten Akt der Verachtung. Das heißt: Die Regierungen erlauben uns dasjenige, wovon sie wissen oder zu wissen meinen, daß es unwirksam bleiben, also ihrer eigenen Macht nicht abträglich sein werde. Und mit dieser Erlaubnis gehen sie dann vor allen Türen der Welt hausieren, sogar vor ihrer eigenen Tür.

»Je sicherer«, hieß es in der molussischen Theologie, »ein Gott sich fühlt, um so größere Generosität kann er sich leisten, um so schärfere Kritik darf er lächelnd durchgehen lassen. Da der Gott Bamba — und zumeist mit Recht — die Wahrscheinlichkeit, daß Skepsis ihm schaden könnte, für sehr gering einschätzt, erlaubt er uns fast jede Häresie, selbst die atheistische Behauptung, daß es ihn nicht gebe. Die Freiheit, die er seinen Ableugnern zugesteht, ist also die Freiheit der Impotenz. Sich selbst aber verschafft er durch dieses Zugeständnis zusätzlich noch die Gloriole der Liberalität.«

*

Die Regierung der USA gewährt uns also Narrenfreiheit, sie erlaubt es uns, die Ideologien, mit denen sie ihre Machenschaften maskiert, beim Namen zu nennen. Das ist eigentlich schon schlimm genug, das macht den Zustand schon zwielichtig genug. Aber noch zwielichtiger wird dieser dadurch, daß die Regierung *sich selbst* Narrenfreiheit einräumt — womit ich meine, daß sie es sich sehr oft erlaubt, aus der Schule zu plaudern, aus der Schule ihrer Infamien. Ich sage »zu plaudern«, denn in solchen Fällen von »Selbstbezeichnungen« zu sprechen, wäre wohl fehl am Ort, da sie die Verbrechen, die sie offen vor der Mitwelt ausbreitet, garnicht als »Verbrechen« erkennt, und weil sie garnicht auf den Gedanken kommt, sich durch deren Zugeständnis moralisch anrücklich zu machen oder sich gar zu blamieren. Im Gegenteil. Die Blamierten sind *wir*. Denn wenn wir, wie z. B. im Kriegsverbrechertribunal, wochen- und monatelang mit der größten Skrupelhaftigkeit nachprüfen, ob es zutreffe, daß die US Army oder die Air Force diese oder jene völkerrechtlich untersagte oder verurteilte Waffe einsetze, und wenn

uns dann, noch ehe wir in altmodischer Akribie das Anlagematerial als komplett ansehen, die US eines schönen Morgens zuvorkommen, der Mitwelt nämlich freiwillig und munter mitteilen, daß sie sich dieser Waffen selbstverständlich bedienen, dann stehen *wir* vor der Mitwelt als die Genasweisten da. In der Tat können Ankläger von niemandem so lächerlich gemacht werden wie von Angeklagten, die unschuldig erklären, daß ihnen nichts ferner liege, als die ihnen nachgesagten sog. Infamien zu bestreiten.

Charakteristisch z. B., daß ein so offizieller Mann wie der stellvertretende Außenminister Katzenbach Ende August 67 vor Senatoren, die sich über den völkerrechtlichen Status des Krieges gegen Vietnam erkundigten, *Kriegserklärungen* als völlig überflüssige Aktionen bezeichnete, die (so als handelte es sich dabei um Auto- oder um Bikinimarken) »aus der Mode gekommen« seien; und daß Katzenbachs Vorgänger Ball, ebenfalls vor Senatoren, *Kriegserklärungen* ebenfalls verhöhnte, und zwar als einen »rein europäischen Brauch«, womit er meinte, daß sich red blooded Americans wahrhaftig nicht nach dem zu richten und durch das einengen zu lassen brauchten, was Europäer einmal als gut oder als böse hingestellt hätten. Und schon im Jahre 51, vor mehr als fünfzehn Jahren also, hatte die Zeitung »Kansas City Star« freimütig, nein ungeniert und ideologielos, in ihrer Wirtschaftsbeilage erklären dürfen, daß ja »selbst dann, wenn es zum Schlimmsten käme: wenn nämlich Frieden in Korea einzöge, noch immer der Trost eines irgendwoanders drohenden Krieges übrigbleibe.« Auch damals galt es also offensichtlich schon als erlaubt und als unanstößig, vom »Trost drohender Kriege« zu sprechen.

Heute gilt: den Kulminationspunkt ihrer Verlogenheit erreicht die Macht nicht mehr dadurch, daß sie eine besonders haarsträubende Lüge erfindet und uns dazu zwingt, diese zu schlucken, sondern umgekehrt dadurch, daß sie es sich nun leistet, *nicht* zu lügen, *nicht* zu simulieren, die Wahrheit *nicht* zu unterschlagen oder zu unterbinden. Die heute so oft ausgesprochene Behauptung, daß wir in einem »ideologilosen Zeitalter« leben, trifft tatsächlich zu, und in einem viel höheren Maße, als es diejenigen, die diese These vertreten oder nachplappern, ahnen. Denn wahr ist nicht allein, daß die Beherrschten bereits in einer durch und durch ideologisch aufbereiteten Umwelt leben, und daß es deshalb überflüssig geworden ist, sie mit speziell zubereiteten Ideologien *über* ihre Welt zu be-

liefern und zu füttern; wahr ist eben außerdem, daß die Herrschenden aus diesem Grunde zumeist darauf verzichten können, sich selbst und ihre Unternehmungen ideologisch zu verbrämen. — Oder anders: Da sie — darin besteht der Triumph ihrer von ihnen lügenhaft noch als ›Demokratie‹ bezeichneten Konterrevolution — die Majorität der Bevölkerung bereits mitkorrumpiert haben, und da sie wissen, daß die Millionen, selbst die Opfer ihrer Infamien, zu vertrauenswürdigen Komplizen geworden sind, können sie die Wahrheit sprechen, können sie sich die Mühe des Lügens ersparen. Unter Spießgesellen erübrigt sich gegenseitiger Betrug. — Gute Zeiten waren das gewesen, als die Machthaber noch geglaubt hatten, uns Märchen erzählen zu müssen.

*

Die Scham- und Ideologielosigkeit ist extrem. Aber das bedeutet nicht etwa, daß diese Schamlosigkeit schamlos, und die Ideologielosigkeit ideologielos eingeräumt werden. Umgekehrt gibt es sogar nichts Ideologischeres als den heute so beliebten Ausdruck ›Ideologielosigkeit‹, da dieser ja vorgibt, Wahrheit zu bedeuten, während er in Wahrheit ja nur Herrschaft bedeutet. — Außerdem wird, wie paradox diese Behauptung auch klingen mag, die Tatsache, daß nichts mehr verhüllt wird, durchaus noch verhüllt; diese Tatsache bleibt, mindestens heute noch, als das letzte ideologisch verbräimte Residuum übrig. Schamlosigkeit? Gut! Aber so schamlos, um seine Schamlosigkeit als Schamlosigkeit zuzugeben, ist man nun auch wieder nicht. Die immer neu wiederholte Beteuerung ›we have nothing to hide‹ stellt ja kein verschämtes Zugeständnis von Exhibitionismus dar, sondern umgekehrt die schamlose Ableugnung, daß das, was man da tue, der Klasse jener Taten zugehöre, deren sich zu schämen irgend jemand Ursache haben könnte. Das Verhältnis zwischen Wahrheit und Lüge ist also, wie man sieht, furchtbar kompliziert, sehr viel komplizierter, als es je zuvor gewesen war. Einerseits scheint man zwar zu dem zu stehen, was man tut, die Verwendung von Napalm gibt der Angreifer z. B. zu. Aber das tut er doch nicht so, wie anständige Bösewichter das tun würden, die außer ihren unanständigen Taten auch deren Unanständigkeit zugeben; sondern wie unanständige Bösewichter, die ihre unanständigen Taten zwar zugeben, aber doch nicht, daß diese unanständig sind.

Immoralität, deren Definition

Es gibt nichts Erbärmlicheres als den Wunsch, moralisch sauber zu bleiben. Eine Reuter-Meldung vom 15. Mai 67 berichtet von einer bekannten, im Osten der Vereinigten Staaten gelegenen Privatuniversität, daß deren Kuratoren beschlossen hätten, den dieser Universität übergebenen Forschungsauftrag betr. Kriegsführung vermittels von Bazillenkulturen (›germ warfare‹) so bald als ›practicable‹ an eine andere Institution zu transferieren. Was heißt ›so bald als praktikabel‹? Kann das etwas anderes bedeuten als ›so bald sich eine andere Institution dafür verbürgen kann, die bereits geleistete Vorarbeit weiterzuführen, damit das Projekt nicht versande‹? Die Kuratoren selbst wollen saubere Finger behalten und am Bösen nicht teilhaben. Aber um Gottes Willen erst dann, wenn es feststeht, daß andere Herren so freundlich sind, am Bösen teilzuhaben und sich ihre Finger zu beschmutzen.

Nach einer besseren Definition von Immoralität würde man wohl vergeblich suchen.

Logik der Infamie

In einer Wiener Zeitung vom 23. Oktober 1967 trug das Photo, das die Demonstranten gegen den Vietnamkrieg vor dem Pentagon in Washington zeigt, den Titel: ›Rowdies für den Frieden‹. — Damit will die Zeitung — dies ist die Logik der Infamie — sagen: Wer für den Frieden demonstriert, ist ein Rowdy. Und damit wiederum: Wer kein Rowdy ist, der ist für den Vietnamkrieg.

Die fünf Inferioritäten

Einer der Staff-writers der Los Angeles Times, Steward H. Loory, berichtet am 13. 5. 67 ausführlichst aus Washington (und zwar in einem amtlich und ausdrücklich für die Weltöffentlichkeit ›freigegebenen‹, d. h.: bestimmten Bericht), daß Präsident Johnson an einem heißen Juliabend vorigen Jahres, nachdem seine Jets ihre ersten Bomben über Haiphong abgeworfen hätten, plötzlich von einem kleinen Beklemmungsanfall heimgesucht worden sei.

Also doch? Dürfen wir also doch noch hoffen? Dürfen wir ihm also

doch noch Gewissen zutrauen, mindestens so etwas wie Rudimente von Gewissen? Sollte ihn der Gedanke, daß er durch seinen Angriff auf Vietnam die Bevölkerung ruinieren, vielleicht sogar den letzten Krieg auslösen könnte, doch noch erreicht haben?

Nicht so rasch! Lesen wir den Bericht Wort für Wort — was wir vertrauensvoll tun dürfen, da alles dafür spricht, daß Mr. Loory seinen von Skrupeln geplagten Präsidenten nicht im mindesten beargwöhnt, diesem vielmehr die wärmste Sympathie entgegenbringt, und daß er nichts sehnlicher wünscht, als auch uns in seine Sympathie für diesen schwerkgeprüften Mann hineinzuziehen.

Beginnen wir mit der Überschrift des Berichts. Wie lautet diese?

›President Johnson frightened by the vision of dying children‹? Oder ›President Johnson tormented by possible outbreak of World War Three‹? Oder ›President Johnson regrets poisoning of rice fields‹?

Nichts dergleichen. Sondern:

›PRESIDENT JOHNSON FEARS HE'D BE BLAMED FOR WORLD WAR THREE.‹*

Die 1. Inferiorität:

Sehen wir ab von den zwei letzten Worten, von der Selbstverständlichkeit, mit der er diesen Krieg bereits numeriert, womit er ja beweist, daß er diesen heute schon als etwas nicht nur Unvermeidliches, sondern bereits irgendwie Existierendes unterstellt. Das ist zwar schrecklich, aber nicht eigentlich inferior. Inferior ist dagegen, daß, was ihn in Angst versetzt und seinen Malaise-Anfall verursacht, nicht etwa das Bild des von Leben entblößten Erdballs oder das der nicht mehr existierenden Nachwelt ist, sondern das seines angeschlagenen Prestiges, der schlechten Noten, die ihm diese Nachwelt erteilen würde. Der Leser weiß nicht recht, was ihn mehr verblüfft: ob die Kolossalität dieser Eitelkeit, oder die seiner medizinisch gesprochen, ›Moral Insanity‹. Jawohl: ›Insanity‹. Denn wenn irgendwem, so müßte es ja ihm klar sein, daß jene Nachwelt, deren schlechte Noten er so fürchtet, und bei der er so schrecklich ungern

* Präsident Johnson erschreckt durch die Vision sterbender Kinder? Oder: Präsident Johnson gepeinigt von dem Gedanken an den möglichen Ausbruch des dritten Weltkrieges? Oder: Präsident Johnson bedauert die Vergiftung der Reiskulturen? — Nichts dergleichen. Sondern: Präsident Johnson fürchtet, der dritte Weltkrieg könnte ihm vorgeworfen werden.

als der an World War Three Schuldige gelten möchte, eben *nach* diesem World War Three garnicht mehr existieren würde. Seine Eitelkeit ist offenbar so groß, daß sie seine Intelligenz, an der es ihm, dem alten Taktiker, gewiß nicht fehlt, einfach überrollt. Sein Denken steht unter dem Diktat seiner Angst vor Blamage und Popularitätsschwund. Seine Unfähigkeit, das eventuelle, und zwar von ihm selbst heraufbeschworene, *Weltende* aufzufassen, gründet also nicht nur, wie bei den meisten unserer Zeitgenossen, in Indolenz und in Mangel an Vorstellungskraft, sondern außerdem auch noch in seinem enormen Ehrgeiz. Würde er sein absurdes emotionales Argument in Worte fassen, in Worte fassen können, dann würde es lauten:

›Ich möchte morgen kein schlechtes Prestige haben, also muß es Morgige geben.‹

*

Aus dieser seiner Angst vor einer schlechten Presse unternimmt unser geplagter Mann nun einen gewissen Schritt. Und zwar einen, mit dem er vermutlich jedes amerikanische Herz zum Schmelzen bringen wird. Vielleicht hat er diesen Schritt gar nicht wirklich unternommen, vielleicht behauptet er nur, ihn unternommen zu haben, oder er hat ihn von einem seiner Sekretäre für sich erfinden lassen, um das Herz Amerikas zum Schmelzen zu bringen. Aber das alles käme auf eines heraus, denn was zählt, ist allein, daß er als der, der diesen Schritt getan hat, vor seinen Zeitgenossen und vor der Nachwelt dazustehen wünscht.

Welchen Schritt also unternimmt er?

Die 2. Inferiorität:

Er wendet sich klagend und hilfeschend an Luci, sein Töchterchen, und an deren Bräutigam. Und zwar mit den Worten (deren Inhalt kennen wir ja bereits, worauf es hier ankommt, ist dessen Formulierung), er fürchte, ›your daddy may go down in history as having started World War Three.‹*

Your daddy . . . World War Three.

Einen Satz, der mit einem so neckischen Wort wie ›daddy‹ anhebt, um in ein so makabres Wort wie ›World War Three‹ auszuklingen,

* Dein Papa könnte vielleicht in die Geschichte eingehen als der Mann, der den dritten Weltkrieg in Gang gebracht hat.

hat es wohl noch niemals gegeben. Um einen solchen Satz über seine Lippen zu bringen, muß man eben eine so kolossale Inferiorität wie Johnson besitzen, und wer hätte die vor ihm schon besessen? Da die Wortzusammenstellung wirklich präzidenzlos ist, schlage ich vor, den Satz in amerikanische Schulbücher einzurücken, damit Johnson bei den von ihm so leichtfertig als gesichert unterstellten künftigen Generationen wirklich bekannt bleibe, und zwar als der Mann, der keine Hemmungen hatte, *das Niedliche mit dem Apokalyptischen zu verbinden*; nein, als der Mann, der es noch nicht einmal spürte, daß er etwas derartiges tat; nein, als der Mann, der diesen Satz, gleich, ob er ihn wirklich ausgesprochen hat oder nicht, auf jeden Fall deshalb ›freigegeben‹ hat, weil er überzeugt davon war, sich durch ihn Sympathien zu erwerben, und mit Hilfe der so erworbenen Sympathien beweisen zu können, daß er ein Recht darauf hatte, in der kritischsten Stunde der Weltgeschichte als der mächtigste Mann über das mächtigste Land der Welt, wenn nicht sogar über das Schicksal der Welt, zu entscheiden.

Die 3. Inferiorität:

Damit sind wir nun aber auch schon bei Inferiorität 3.

In die von ihm so garnicht bezweifelte künftige Weltgeschichte eingehen mußte Johnson nun nämlich außerdem als derjenige Mann, der es zwar, da er das höchstindustrialisierte Land der Welt regiert, als selbstverständlich ansah, für jede winzige technische Sonderaufgabe über ein Sachverständigen-Gremium zu verfügen, der dagegen im Moralischen ein so jämmerlicher Dilettant blieb, daß ihm, als er einmal von dem Gedanken an die Gefahr des Weltunterganges, bzw. von der Angst, mit dieser Katastrophe in Verbindung gebracht zu werden, gepeinigt wurde, keine besseren Experten oder auch nur Berater einfelen als seine zwei lieben Kinder: seine süße Luci und deren Bräutigam. Sein Appell an die zwei in diesem Augenblick beweist tatsächlich, daß es ihm damals mit seiner Sorge um sein künftiges Prestige blutig ernst gewesen sein muß, der Ausdruck, den wir anfangs verwendet hatten (›ein kleiner Beklem-

* Die einzige ebenbürtige, mindestens vergleichbare Vulgarität ist wohl die jenes Satzes, in dem kurz nach der Ermordung Kennedys dessen noch mit Blut und Hirn ihres Gatten bespritzte Witwe als „honey“ apostrophiert wurde. Daß auch dieses Wort aus Lyndon B. Johnsons Munde kam, ist natürlich kein Zufall.

mungsanfall) ist wohl doch zu gering gewesen. Denn seine zwei Kinder waren in dieser Zeit ja gerade hektisch damit beschäftigt, ihre Hochzeit vorzubereiten, um um Gotteswillen nicht den dafür ins Auge gefaßten Termin, den Jahrestag der Vernichtung Hiroshimas, zu versäumen. Trotzdem also wandte sich der sonst so rücksichtsvolle daddy Johnson an die zwei, namentlich an sein Töchterchen Luci. Und siehe da, die Idee, sich an sie zu wenden, war vielleicht gar nicht so abwegig. Denn da Luci ein Jahr zuvor zum Katholizismus konvertiert war, hatte sie wirklich ein Mittel parat. Jedenfalls begriff das diagnostisch geniale Mädchen sofort, daß daddy's Nervosität nicht zu jenen simplen Plagen gehörte, die sich mit so materialistischen Mitteln wie Pillen oder Tropfen kurieren lassen. Ihre Antwort, von der wir wohl annehmen dürfen, daß sie nicht nur ihren daddy glücklich gemacht hat, sondern auch Millionen von amerikanischen Katholiken, mindestens, daß ihre Veröffentlichung diesem zweiten Ziele diene, lautet, daß in diesem Falle sehr viel ernstere Mittel erforderlich seien, daß hier nur rascheste und direkteste Kontaktaufnahme mit dem Himmel, also Beten, helfen könne; daß daddy also, obwohl (leider, leider) selbst kein Katholik, nichts Vernünftigeres würde tun können als unverzüglich eine katholische Kirche aufzusuchen. Gesagt, getan. Ihr Bräutigam came in handy, denn natürlich verfügte er in seiner doppelten Eigenschaft als Katholik und als Schwiegersohn in spe des Präsidenten über den erforderlichen ›pull‹, um Überstunden im Himmel zu arrangieren. Bereits eine halbe Stunde später, um halb elf abends, öffnete die Cathedral Saint Domenic ihre Torflügel, um Johnson selbviert in ihr nächtlich leeres Kirchenschiff aufzunehmen. Einzogen also die protestantischen Eltern, und, diesen folgend, die zwei immerhin wirklich katholisch getauften Kinder, um sich dort (während in Vietnam die Kinder brannten und, sofern noch vorhanden, auch Treibstofflager) einem brennenden Gebet hinzugeben, einem vierstimmig-familiären Gebet, über das Mr. Loory trotz dessen Familiarität sonderbarerweise sehr gut Bescheid weiß, von dem er uns, jedenfalls zweihundert Millionen Amerikanern und der übrigen Mitwelt, zu melden weiß, daß es ›eine halbe Stunde gewährt, vor dem Hauptaltar unter der vom Plafond hängenden Pietà stattgefunden‹ habe; und daß dessen Familiarität und Heimlichkeit von einer ›carload of secret servicemen‹, also von einem Wagen voll Geheimpolizisten, vor allem Unheimlichen beschützt worden sei.

Daß das Ganze: sowohl das Beten wie dessen Überwachung erfolgreich vor sich gegangen ist, daran zu zweifeln, haben wir keine Ursache. Jedenfalls war, so heißt es bei Mr. Loory, daddy am nächsten Morgen, als Luci, um das Resultat der Kur zu überprüfen, das elterliche Schlafzimmer betrat, »relaxed and refreshed«. Dies um so mehr, als, wie er Luci mitteilte, die gestrige Bebombung ein wahrer Volltreffer gewesen sei, nämlich kein Malheur dabei passiert sei — womit er zwar nicht meinte, daß kein Nordvietnamese, aber doch, daß Gott sei Dank kein im Hafen liegendes sowjetisches Schiff getroffen worden sei; so daß der Kelch (unter dem er die Gefahr verstand, daß er in die künftigen Jahrhunderte als der berüchtigte Anstifter des Dritten Weltkrieges eingehen würde) an ihm vorbeigegangen sei. — Damit haben wir Inferiorität 4 erreicht.

Die 4. Inferiorität:

»Da siehst du«, habe Luci, die Unentbehrliche, nun nämlich, stolz auf die efficiency ihrer Geistlichen ausgerufen, »da siehst du, was meine little monks für dich tun können!«. — Die Inkorrektheit des Wortes »monks« in diesem Zusammenhang ist moralisch nicht der Rede wert, sie beweist lediglich blanke Ignoranz, und die ist verzeihlich. Unverzeihlich dagegen ist das rührende Diminutiv »little«. Denn mit diesem soll natürlich bewiesen werden, daß die Macht Gottes, die nunmehr durch Vermittlung des Töchterchens dem Präsidenten im Weißen Hause zur Verfügung stehe, und die diesen nun natürlich mit-spirituell mache, keine physisch großen Verkörperungen benötige, sogar dann nicht, wenn so immense Dinge auf des Messers Schneide stehen wie die Eskalation der Verwüstung; daß man sich vielmehr, um Kraft und Tröstung zu finden — es geht fast wie in Disney's »Snow White and the Seven Dwarfs« zu — auf Niedliches, eben auf »little monks«, verlassen könne. Fällt nicht ein vergoldender Strahl dieser Disneyhaftigkeit auch auf ihn, unseren geliebten Lyndon?

Die 5. Inferiorität:

Man wende nicht ein, diese Inferiorität sei nicht die seine, sondern entweder die seiner Luci oder die seines Korrespondenten. Der Einwand ist schief, ob die story »true« ist, oder ob Johnson sie erfunden hat, darauf kommt es überhaupt nicht an, da Johnson (wie Mr. Loory seinen Bericht schließt) diese Rührgeschichte solange persönlich zum

besten gegeben habe, bis seine nächste Umgebung ihrer überdrüssig geworden sei, so daß er sich schließlich am letzten Donnerstag nun zur wirklichen Veröffentlichung entschlossen habe — womit er ja unzweideutig zum Ausdruck gebracht hat, daß er als die inferiore Figur, als die er in dieser Geschichte figuriert, in die Weltgeschichte aufgenommen zu werden wünscht. Sage mir, was du freigibst, und ich werde dir sagen, wer du bist. Aus diesem Grunde wäre es auch, so scheint es mir, ein Jammer, wenn diese Geschichte der Mit- und Nachwelt vorenthalten bliebe.

*

Ist es nicht eine Schande, daß wir hier in Europa, während drüben in Vietnam die Kinder und die Häuser, und, sofern vorhanden, auch die berühmten »Treibstofflager«, in Flammen aufgehen, nur mit Mühe in der Lage sind, die Tränen des Lachens zurückzuhalten?

P5

Nein, daß er seiner Angst nun ein für alle Male nachgegeben hätte, das kann man Präsident Johnson gewiß nicht nachsagen. Schon kurze Zeit nach seinem Kathedralenbesuch hatte er sich offenbar völlig unter Kontrolle, und am 8. 2. 68 hat er, wie AP meldet, sogar die ganz außergewöhnliche Kühnheit aufgebracht, die letzten Beschränkungen »bei Bombenangriffen auf die militärischen Ziele in Hanoi und Haiphong ausdrücklich fallen zu lassen«. Wohl gemerkt, auf die militärischen. Denn daß er die Beschränkungen bei Bombenangriffen auf nichtmilitärische Ziele längst schon hatte fallenlassen, das wissen wir ja aus zahllosen Photos und aus den Berichten der Augenzeugen. Gleichviel, nun gibt es überhaupt keine Hemmungen mehr, weder auf dem militärischen noch auf dem zivilen Sektor. Der Gedanke »your daddy may go down in history as having started World War Three«, der ihm noch im Sommer 66 unerträglich, oder, mit Kahn, »unthinkable« (»undenkbar«) erschienen war, der ist ihm offenbar nun, da die Situation das von ihm verlangt, ertragbar und denkbar geworden. Man sieht: das klassische Wort »Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken«, das gilt auch für Präsident Johnson.

Johnson, sich selbst dem Papst überreichend

Nichts ist schwerer nachzuvollziehen als Dummheit und Inferiorität. Aus diesem Grunde wird es wohl keinem von uns jemals gelingen, zu begreifen, was Präsident Johnson sich vorstellte, als er, direkt aus dem durch sein Mitverschulden blutverschmierten und verkohlten Vietnam kommend, sich selbst, bzw. die mittelmäßige Portraitbüste seines mittelmäßigen Selbst unter den Arm nahm; sich dann, um der Lynchjustiz der römischen Bevölkerung zu entgehen, im Hubschrauber über die Ewige Stadt fliegen ließ; dann, sich selbst weiter im Arm, aus dem römischen Himmel in den Vatikanischen Garten hinunterschwebte; und dann, sich selbst immer noch im Arm, die Stufen zum Vatikanischen Palast hinaufstieg, um endlich dieses Stück Pseudo-Imperator, das er um die halbe Welt via Vietnam mit sich geschleppt hatte, loszuwerden: nämlich dem armen Papste zu überreichen. Selbst der dümmste Heuchler, der aus rein taktischen Gründen dem Papst seine Aufwartung macht, wird es doch, um den bei einem solchen Besuch angemessenen Eindruck weltlicher Bescheidenheit nicht schon im ersten Augenblick zu ruinieren, vermeiden, als eitler Fratz in die Vatikanischen Gemächer einzuziehen. Ob es wohl vor dem Zeitalter Johnsons schon einmal Besucher gegeben hat, die auf den Gedanken gekommen sind, als Gastgeschenk eine pseudo-imperatorenhafte Büste ihrer selbst heranzuschleppen? Und Höflinge oder Berater, die zu feige gewesen sind, ihren Herrn auf die Untunlichkeit eines solchen Geschenks aufmerksam zu machen? Wahrhaftig, gern würden wir wissen, wie sich Präsident Johnson die Verwendung seiner Büste durch den Papst vorgestellt hat. Auch nur, auf Grund wovon er angenommen hat, daß es Menschen geben könnte, die eine solche Büste als Geschenk auffassen und an deren Besitz Freude empfinden könnten. Hat er etwa gehofft, der Papst würde dieses Machwerk, so als wäre es eine antike Büste des Augustus oder ein Meisterwerk von Donatello, in seiner Galerie aufstellen? Oder er würde sich jeden Morgen in eines seiner Gemächer zurückziehen, um vor dem Ebenbild des Texaners ein paar besinnliche oder andächtige Minuten zu verbringen? Und nicht minder neugierig sind wir, zu erfahren, was sich der arme Papst wohl gedacht haben mag, als er dieses weitgereiste Gastgeschenk entgegennahm; als ihm einfach nichts anderes übrigblieb, als es dankend entgegenzunehmen, und als er sich nun statt in der Gegenwart des

einen, von ihm immerhin erwarteten, Johnson, plötzlich in der von zwei Johnsons vorfand.

Keine Frage, diese zwei weltgeschichtlichen Geheimnisse: was sich Johnson, und was sich der Papst gedacht haben, die werden niemals gelüftet werden. Aber gleich, wie die Antworten auf die zwei Fragen auch lauten mögen: Wenn wir an Präsident Johnson denken, dann sollten wir, um uns sein moralisches Alphabettentum wirklich einzuprägen, nicht nur an jenes berühmte Wort denken, das er Bob Hope auf die Reise mitgegeben hat*, sondern auch an die Szene ›Johnson, sich selbst dem Papst überreichend‹ denken.

Komplizen

I

Unter dem Titel ›Amerika steht nicht allein‹ bringt die angeblich reputierlichste Zeitung Österreichs, die ›Presse‹, am 23. 2. 68 einen Bericht, in dem mit großer Befriedigung nachgewiesen wird, daß nicht weniger als ›37 Staaten den Südvietnamesen‹ (sprich, siehe Titel, den Amerikanern) ›Hilfe leisten‹; und die Funktion dieses Berichtes besteht natürlich darin, uns deutlich zu machen, wie berechtigt die Operationen der USA in Südostasien seien. Warum die Zahl 37 unseren Autor Aloysius Guarghias mit so tiefer Genugtuung erfüllt, ist freilich nicht recht zu verstehen, schließlich gibt es hierzulande nur sehr wenige Menschen, auch nur sehr wenige Sozialisten, die daran zweifelten, daran zu zweifeln auch nur fähig wären, daß alles, was die Schutzmacht der ›freien Welt‹ tut, der Freiheit zugute komme, mithin gut sei – gleichviel, der besagte arme Herr Guarghias scheint sich da überflüssige Sorge gemacht zu haben, nämlich zu befürchten, daß der amerikanische Genocid in Ostasien als Genocid verstanden werden könnte; und hat es aus diesem Grunde für opportun gehalten, diesem Mißverständnis zuvorzukommen – was er eben in dem genannten ausführlichen Artikel getan hat, dessen Pointe darin besteht, daß es nicht nur die Vereinigten Staaten seien, die dort unten in Südostasien hülften, sondern 37 Alliierte mit diesen. Was hinter der Betonung der in der Tat ein-

* Siehe ›Truth Begins At Home‹

drucksvollen Ziffer steht, ist zweifellos die Überzeugung, daß, was 37 tun, unter keinen Umständen falsch sein könne, bzw. 37mal so gut sein müsse wie das, was ein einzelner tue; kurz: daß ein Mord um so moralischer sei, je mehr Komplizen dabei ihre Hände im Spiel haben.

II

Der 37. Alliierte soll auch von uns nicht verschwiegen werden, und das nicht nur deshalb nicht, weil seine Präsenz in Vietnam überwältigend komisch wirkt, sondern vor allem deshalb, weil sowohl der Autor des Artikels wie der (von diesem zitierte) für die Delegation des 37. Hilfskontingents verantwortliche Staatsmann aus der Schule des Imperialismus geplaudert haben, und zwar mit einer so haarsträubenden Offenheit, um nicht zu sagen Schamlosigkeit, daß alle Thesen kommunistischer Imperialismustheoretiker daneben einfach scheu und verschämt wirken müssen. Es handelt sich nämlich um das nach Südvietnam entsandte ›Freiwillige Zehnmannkontingent‹ von Offizieren der Nikaraguanischen Nationalgarde. Daß diese zehn Männlein den Kohl des imperialistischen Krieges nicht fett machen können, darüber dürften sich wohl alle, Freund wie Feind, einig sein. Warum sind die zehn also dort? Nur als ›symbolisches Kontingent‹, nur als eine Gruppe, die durch ihr Mitkämpfen in Südvietnam beweisen will oder soll, daß auch sie, bzw. ihr Land, bereit dazu seien, für die Freiheit der Welt ihr Blut zu vergießen? Nein. Nicht nur deshalb. Vielmehr, wie uns der Präsident von Nicaragua (der von der CIA wegen dieser seiner Naivität eigentlich sofort beiseitegeschafft werden mußte) erklärt, als *Schulungsgruppe*, weil ›diese Entsendung nämlich mit den Interessen Nikaraguas übereinstimme, da das Land nach der Rückkehr dieser zehn Offiziere deren Kampferfahrungen gut werde gebrauchen können, um die eigenen Kommunisten . . . zu bekämpfen‹. In anderen Worten: Als Bundesgenossen holt sich die USA-Regierung diejenigen Länder, die von ihr indirekt beherrscht, mindestens unter ihrer Kontrolle gehalten werden, und in denen sie ihre Interessen, wenn diese einmal gefährdet sein sollten, von eingeborenen Militärs verteidigen lassen möchte. Diesen Militärs verschafft Washington ›Freiplätze auf der Schule, die ›Vietnam‹ heißt, damit sie von den ›Special Forces‹ jene Antiguerrilla-Methoden erlernen, die sie dann morgen oder übermorgen anwenden sollen, um die Interessen der USA in ihren eigenen Ländern

gegen eingeborene Freiheitskämpfer zu verteidigen. Rusks bekanntes Wort, daß der Krieg in Vietnam ein ›test‹ sei, gilt hier also in einem neuen Sinne: ein ›test‹ ist er nun nämlich im Sinne einer Examensaufgabe, die die zur Ausbildung herangezogenen fremden Offiziere zu bestehen haben. Durch das Vergewaltigen und Töten von Vietnamesen lernen die Nikaraguaner das Töten der eigenen Leute — die Vietnamesen sind gewissermaßen Unterrichtsmaterial, *Mannequins des Sterbens*.

*

›Sage mir‹, so könnte ein heutiges Sprichwort lauten, ›aus welchem Lande du dir Komplizen nach Vietnam holst, und ich werde dir sagen, welches Land du morgen in ein ›Vietnam‹ zu verwandeln vorhast.‹

Der konsumierte Krieg

Die Nazis waren, so scheint es mir heute, gar nicht so haarsträubend neuartig gewesen, wie wir Naivlinge es vor fünfunddreißig Jahren geglaubt hatten. Denn sie hatten es ja noch für notwendig, mindestens für opportun gehalten, ihre Massenmorde und die Methoden, die sie anwandten, zu verstecken. Das wirklich, das epochal Neue setzt erst mit den Heutigen ein, mit den Männern, die den Krieg in Vietnam planen, bzw. mitmachen, bzw. als etwas Selbstverständliches akzeptieren, bzw. in ein Stück ihrer Unterhaltungsindustrie verwandeln. Denn diese unsere Zeitgenossen geben sich ja überhaupt keine Mühe mehr, das, was sie tun, und die Maßnahmen, die sie anwenden, zu verstecken. Ausdrücke wie das Generalswort ›to bomb them back into the stone age‹* oder wie das Komödiantenwort ›the best slum clearing they ever had‹** gelten durchaus nicht als skandalös, sondern entweder als ›hawky‹ — und das ist unter allen Umständen patriotisch — oder als funny. Da es niemandem mehr einfällt, daß es Instanzen geben könnte, vor denen man sich schämen könnte, oder richtiger: da es solche Instanzen *tatsächlich* nicht mehr gibt, versiegeln sie uns mit der Redensart, die zu wiederholen sie niemals müde werden ›We have nothing to hide‹***, den Mund. Ob wir diese Redensart in die Worte übersetzen: ›Of course, we are

* sie in die Steinzeit zurückbomben

** die beste Slumsanierung, die sie je gehabt haben

*** Wir haben nichts zu verbergen

burning down villages«, oder in die: »Of course, we are torturing people«, oder in die: »Of course, we are supposed to do it«*, das ist ziemlich gleichgültig, keine dieser Übersetzungen stände hinter der anderen zurück, jede ist genau so zutreffend wie die andere. Denn täglich veröffentlichen ja die amerikanischen Zeitungen, und wahrhaftig nicht nur die zahlenmäßig unbedeutenden Oppositionsorgane, sondern die Millionenblätter (aber auch die vier oder fünf »feineren« Newspapers stehen da nicht zurück) Schilderungen und Abbildungen der von »our boys« begangenen Greuel.

Wie gesagt, auf die Idee, daß ihre Regierung, ihre Streitkräfte, ihre Mitbürger in Uniform, kurz: daß ihr Land durch die Greuel selbst bereits diskreditiert sind, und daß die Reporter durch die tägliche Veröffentlichung dieser Greuel ihr Land noch zusätzlich diskreditieren, auf diese Idee kommen sie dabei nicht. Als diskreditiert und als diskreditierend gelten vielmehr immer nur diejenigen (»Minorities of One« oder »Of Two« oder »Of Thousands«), die sich aus Originalitätshascherei und aus Unsolidarität moralische Extratouren leisten, die es sich also nicht versagen können, gegen den Schmutz zu protestieren und an den von der Allgemeinheit entweder ignorierten oder geduldeten oder anerkannten oder gepriesenen Greueln herumzumäkeln. In der Tat sind als »schmutzig« in die Geschichte kaum je diejenigen eingegangen, die Infamien begangen hatten, sondern immer nur diejenigen, die es sich vergeblich herausgenommen hatten, Infamien »schmutzig« zu nennen und gegen diese zu protestieren.

Nein, die Moral ist nicht mehr dieselbe wie die vor einem Vierteljahrhundert. Zwischen der Situation in Nazideutschland und der in den USA heute besteht ein fundamentaler Unterschied, und durchaus nicht zugunsten der USA. Wie unbezweifelbar auch die Tatsache sein mag, daß es damals in Deutschland Millionen von Mitwissern gegeben hat, die über die Lagergreuel dies oder jenes gewußt haben – trotzdem hätten diese Greuel damals niemals so abgebildet und deren Abbildungen niemals so millionenfach ausgebreitet und vorgeführt werden können, wie die heutigen amerikanischen Vietnamgreuel vor dem Publikum ausgebreitet und vorgeführt werden. Möglich geworden ist das natürlich allein dadurch, daß die wirtschaftlichen Herrschaftsgruppen die Bevölkerung ausschließlich als Konsumpublikum behandeln, und zwar so erfolgreich, daß auch diese

* Natürlich, wir brennen Dörfer nieder – Natürlich, wir foltern die Leute – Natürlich, man vermutet, daß wir es tun

nun schon nicht mehr fähig ist, sich anders denn als ein Konsumpublikum zu benehmen. Was man ihr sogar noch nicht einmal verübeln kann. Oder darf man von den Millionen, denen seit Jahr und Tag unterschiedslos alles und jedes (gleich ob Star-Hochzeiten oder brennende Häuserviertel in Watts oder Weltausstellungseröffnungen oder GIs, die vietnamesische Dörfer in Brand setzen, oder serialisierte Gangsterromane) im Zustande totaler Irrealisierung: nämlich als Filme oder TV-Pictures vorgesetzt worden ist, darf man von solchen Picture-Consumers verlangen, daß sie einer, einer einzigen speziellen Sorte von pictures gegenüber plötzlich eine ganz neue und ungewohnte, nämlich eine *moralische* Attitüde einnehmen?

Konterrevolutionäre Dialektik

Die Demagogie, deren sich die herrschende Klasse in den USA heute bedient, schlägt die abenteuerlichsten dialektischen Volten. So geschieht es z. B., daß sie ihr Machtmonopol dadurch rechtfertigt, daß sie ihren Zeitgenossen, vielleicht sogar sich selbst, einzureden versucht, sie werde um denjenigen Machtanteil, auf den sie wie jede andere Bevölkerungsgruppe Anspruch habe, betrogen, andere Gruppen hätten sich des Herrschaftsmonopols bemächtigt. Nun hätte sie natürlich das Recht darauf, sich den ihr zustehenden Anteil, den andere sich angeeignet hätten, zurückzuerobern. In anderen Worten: Sogar den revolutionären Wortschatz raubt sie den von ihr Beherrschten.

Wer hat sie, in ihren Augen, mindestens in ihren demagogischen Argumenten, um ihre Anrechte betrogen? Wer hat sich das Machtmonopol angeeignet?

Believe it or not*: die farbige Bevölkerung.

Seit einiger Zeit zirkuliert der (nun schon von einer steigenden Zahl von Negern verwendete) Slogan »Black Power«**. Ob dieser Ausdruck gerade sehr glücklich gewählt ist, lasse ich dahingestellt. Gleichviel, er stellt natürlich nur ein Echo dar, eine Reaktion auf die unbestreitbare Klassenherrschaft der Weißen. Oder doch nicht? Denn jene Weißen, die der Civil Rights-Bewegung feindselig gegenüberstehen – und diese bilden natürlich die Majorität der Bevölkerung – die benehmen sich so, als beschriebe der Ausdruck »Black Power« bereits die heutige Wirklichkeit, als hätten die farbigen Repräsentanten im

* Ob Sie es glauben oder nicht

** Die »Schwarze Macht«

Kongreß und die Staatsvertreter im Senat die weißen Repräsentanten und Senatoren bereits überrundet, als säße in Washington, umtänzelt von weißen shoe shining boys, ein pechschwarzer powerful Präsident – kurz: so, als liege die Macht bereits effektiv und ausschließlich in den Händen der ›niggers‹, als zeigte der Uhrzeiger der Weltgeschichte bereits auf eine Minute vor Mitternacht, als wäre es nun höchste Zeit und höchste Rebellenpflicht der himmlischen Kinder des Lichts, ihr Recht gegen die infernalischen Kinder der Finsternis geltend zu machen.

In anderen Worten: Diejenigen, die sich tatsächlich an der Macht befinden, die verteidigen ihre Macht nun damit, daß sie das Recht auf Widerstand (das zu beanspruchen die Schwarzen alles Recht hätten), für sich selbst in Anspruch nehmen. Hegelisch gesprochen: In demjenigen Moment, in dem der ›Herr‹ spürt, daß der ›Knecht‹ sich darauf vorbereitet, sein Recht auf Widerstand bzw. seinen Widerstand gegen Rechtsmonopolisierung anzumelden – in diesem Moment beginnt er selbst die Rolle des Knechtes zu spielen, des Knechtes nämlich, der seinem angeblichen Herrn gegenüber ›sein Recht‹ anmeldet. An die Stelle der revolutionären Hegelschen Denkfigur ›Der Knecht wird zum Herrn des Herrn‹ setzt der Herr nun die konterrevolutionäre: ›Der Herr spielt die Rolle des Knechtes, um die gewaltsame Beibehaltung seiner Herrschaft durch den Schein einer legitimen Eröberung der Herrschaft tarnen zu können.‹*

Auf den Kopf gestellt

Die Grundlüge unseres Zeitalters behauptet, man benötige die Produktion von Waffen, um Kriege zu verhüten. Wahr ist umgekehrt, daß man Kriege benötigt, um die Produktion von Waffen *nicht* zu verhüten. Aus diesem Grunde, also zwecks Sicherung der Waffenproduktion, werden eben auch die Kriege produziert. Sie sind Produktionsmittel.

* Drei Wochen nachdem ich diese Zeilen nicht ohne Bedenken niedergeschrieben hatte, erkühnt sich ›Newsweek‹ in seiner Ausgabe vom 18. 9. 1967, im Leitartikel Kenneth Crawfords zu behaupten: ›BLACK POWER TOOK OVER IN CHICAGO AND, TO A LESSER DEGREE, HERE IN WASHINGTON.‹ (Black Power an die Macht gekommen in Chicago und, in geringem Maße, auch hier in Washington.)

Die schlimmste Korruption

Daß Wahrhaftigkeit nicht unter allen Umständen Tugend beweist, das haben wir ja oft genug gesehen. Diejenigen, die die blutigen Nachrichten über Vietnam täglich publik machen, die tun das ja nicht etwa deshalb, weil sie den lobenswerten Mut besäßen, für ihre Infamien geradezustehen, sondern deshalb, weil sie hoffen, durch Exhibierung dieser Infamien den Bewohnern der wahrscheinlichen Vietnams von morgen, also den Guatemalesen, Bolivianern, Kamboodschanern etc. den Mut zu rauben, ehe diese sich als ›Vietnamesen‹ zu benehmen beginnen. Dieses zweifelhafte Verhältnis zur Wahrheit ist aber nicht etwa das Monopol der ›Habichte‹. Wenn heutzutage (13. 2. 68) General James M. Gavin, der nach dem Rückzug der Franzosen aus Vietnam im Jahre 1954 ›Army Chief of Plans‹ gewesen war, in aller Offenheit erklärt, daß sich die Amerikaner damals für eine starke Regierung in Südvietnam eingesetzt hätten, obwohl die von den Amerikanern nicht unterzeichneten Genfer Verträge die Abhaltung freier Wahlen im ganzen Lande für die Wiedervereinigung des Landes vorgesehen hatten; und wenn er betont, daß die amerikanische Unterstützung des Diem-Regimes die Genfer Abmachungen verletzt habe; und sogar, daß die Tatsache dieser Verletzung den Amerikanern egal gewesen zu sein scheint (›seemed irrelevant‹) – so will er damit nicht etwa von der weiteren amerikanischen Einmischung in Vietnam abraten, sondern ausschließlich von der Fortsetzung der Bebombung des Nordens. Die den Genfer Verträgen genau so wie die Angriffe auf Nordvietnam widersprechende Besetzung der großen Zentren im Süden liegt ihm natürlich um nichts weniger am Herzen als den Generälen Wheeler, Clark oder Westmoreland.

Warum, so fragt man sich und greift sich an den Kopf, warum spricht dieser Mann die Wahrheit? Warum konzediert er, daß die Einsetzung des die freien Wahlen sabotierenden Diem-Regimes durch die Amerikaner eine Verletzung der Genfer Abmachungen gewesen sei, obwohl er ja nur mit einem Teil dieser Verletzung uneinverstanden ist, also nicht verlangt, daß die Verletzung als Ganzes aufgehoben werde? Zwar deckt er ja mit seinem Hinweis auf die Vertragsverletzung die Wahrheit auf, und in gewissem Sinne könnte man ja behaupten, daß er damit die Politik und die Strategie des Weißen Hauses und des Pentagons bekämpfe. Andererseits aber setzt er sich

ja nicht für dasjenige ein, was in den (von ihm offen dargelegten) Genfer Verträgen vorgesehen gewesen war, sondern nur dafür, daß man diese Abmachungen in Zukunft nur noch – *partiell verletze*. Ob er sich für die restlose Restitution dessen, was verletzt worden ist, deshalb nicht einsetzen kann, weil er sich derartiges als eventueller Präsidentschaftskandidat der Republikaner nicht leisten könnte, das ist eine Frage, die hier offen bleiben darf. Worauf es hier ankommt, ist einzusehen, daß es nicht nur für die hawks, sondern genauso für die doves selbstverständlich ist, die Wahrheiten unwahrhaftig, nämlich rein taktisch, zu verwenden; daß die Korruption allgemein geworden ist, daß auch deren angebliche Gegner mitinfiziert sind; und daß auch diesen der Gedanke, man könnte einer Wahrheit vielleicht einmal auch deshalb die Ehre geben, weil sie eben wahr ist, bereits völlig fremd geworden ist. Letztlich ist sogar die Tatsache, daß diejenigen, die ihre Gegner der Vertragsverletzung bezichtigten, die sich also noch auf irgend etwas Moralisches berufen, genauso korrupt sind wie die von ihnen Bezichtigten, das deprimierendste Zeichen von Korruption.

Kriecherei

Der österreichische Rundfunk, der es sich eh schon immer zum Prinzip gemacht hatte, an der Dezimierung des vietnamesischen Volkes durch die Amerikaner niemals etwas auszusetzen, ist in seiner Konsequenz heute einen Schritt weiter gegangen. In einer, von einer soeben Frauenstimme gesprochenen Nachricht, hat er uns nämlich soeben mitgeteilt, daß durch die gestrigen Bombungen der ›Rebellen‹ mindestens siebenundvierzig von diesen am Platze geblieben seien, und daß dieses Ergebnis als ›zufriedenstellend‹ bezeichnet werden dürfe. – Vergeblich frage ich mich, welches Interesse unser Rundfunk, der eines Ländchens, dessen Schicksal doch wirklich nicht in Saigon oder in Hanoi entschieden wird, daran haben kann, uns weiszumachen, daß die sich dort gegen eine mörderische Invasion verteidigende Bevölkerung aus ›Rebellen‹ bestehe; und ebenso vergeblich, warum die Tatsache, daß diese siebenundvierzig ›Rebellen‹ in den ewigen Frieden hinüberbefördert worden sind, auch uns Wiener und Linzer und Innsbrucker mit *Frieden* erfüllen soll. Irgendeinen Grund muß der Rundfunk doch dafür haben. Sonst würde er diese

Gemeinheiten doch gewiß derjenigen imperialistischen Großmacht überlassen, die dort tatsächlich herummordet, und deren Interesse an der Diffamierung der von ihr Ermordeten doch immerhin begreiflich ist. Oder sollten es sich die Sprecher unseres kleinen Landes einreden, daß sie durch freiwillige Gleichschaltung, durch das Mitmachen der kleinen Gemeinheiten und Sprachregelungen der großen Welt, von dieser als zugehörig, gewissermaßen als Familienmitglieder, anerkannt werden können? Ich fürchte, das wird mit einer herben Enttäuschung enden. Denn es gibt Großmächte, die so groß sind, daß sie die Schmeicheleien der kleinen überhaupt nicht mehr vernehmen können. Ein klassisches molussisches Sprichwort lautet: ›Wenn das Loch, in das einer hineinkriecht, so groß ist, daß dessen Eigentümer den Eindringling nicht bemerkt, dann lohnt es nicht, ein Kriecher zu sein.‹

Der Kühne
(1933)

Es gibt gewisse Appelle gegen nationalsozialistische Rohheiten und Infamien, die nicht mitzuunterzeichnen auch derjenige kein Recht hat, der davon überzeugt ist, daß deren Wirkung (abgesehen von den persönlichen Unannehmlichkeiten, die er sich durch Mit-Unterzeichnung einbrocken könnte) gleich null bleiben würde. Die Liste jener Männer, die unsere Aufforderung, mitzusignieren, aus Ängstlichkeit unbeantwortet gelassen oder abgelehnt haben, stellt ein trauriges Zeugnis unserer Epoche dar. Schlimmer als diese sind aber jene, die aus Angst davor, Ängstlichkeit zuzugeben, ihre Ablehnung unwahrhaftig begründen. Da lebt z. B. in unserer Mitte ein Denker von Format, zuweilen hatten wir sogar gedacht: ein unbestechlicher – nennen wir ihn Herrn X – dessen philosophische Skepsis an Radikalität nichts zu wünschen übriggelassen hatte, dessen Doktrinen wir mit Recht höchste Achtung entgegengebracht, und von dem wir viel gelernt hatten.

Auch Herrn X hatten wir also darum ersucht, unseren letzten Appell mitzuunterzeichnen. Hätten wir das nicht getan, dann hätten wir das ungute Gefühl gehabt, der humanen Sache, für deren Durchsetzung wir etwas zu tun versuchten, ein mögliches zusätzliches Prestige schon avant la lettre zu entziehen; und außerdem hätten wir uns auch den Vorwurf machen müssen, den von uns hochgeachteten

Mann grundlos, nämlich durch Unterstellung von moralischer Gleichgültigkeit, zu beleidigen.

Nun, wir haben uns geirrt, wir sind naiv gewesen. Denn Herr X hat uns nicht nur einen Korb gegeben, vielmehr hat er, wie er es in seiner öffentlichen Erklärung formulierte, »grundsätzlich abgelehnt« – eine Redensart, mit der er wohl hoffte, jenes scharfe Profil, das seine Theorien und Schriften ja wirklich auszeichnet, auch diesem seinem Nein zu verleihen. Keine Frage: für Herrn X stellt die Veröffentlichung eines solchen Aufrufs zu viel Aktion dar, sich einzumischen, ist ihm genau so peinlich wie seinen weniger prominenten Kollegen. Aber Ängstlichkeit zuzugeben, ist ebenso genant, da seine Philosophie »*verwegen*« zu sein beteuert. Was war sein Ausweg?

Er hat die Sache auf den Kopf gestellt, er hat unseren Aufruf verächtlich gemacht. »Mindestens Einer«, so erklärte er in seinem Absagebrief, »muß doch endlich einmal die Kühnheit aufbringen, sich von der Teilnahme an so *ausschließlich verbalen Aktionen* auszuschließen: und ich bin dazu bereit, das auf mich zu nehmen, also dieser Eine zu sein« – eine Erklärung, die niemanden mehr irreführen kann, die vielmehr jedem, selbst dem naivsten Leser Scham ins Gesicht treiben muß. Und sogar doppelte Scham: nämlich außer der Scham über die Drapierung der Angst als Kühnheit auch noch die Scham darüber, daß sich ein Mann, der sich in seinen Auseinandersetzungen mit Theorien stets als der Unbestechlichste von allen bewährt hatte, dort, wo es nun nicht mehr nur um Theorien geht, versagt und sich nicht schämt, uns anzulügen. Wahr hätten die Worte, die er da verwendete, allein dann sein können, wenn sie aus dem Munde eines Staatsmannes oder eines Revolutionärs gekommen wären, also aus dem Munde eines nicht nur mit Worten umgehenden, sondern an tägliches Handeln und Entscheiden gewöhnten Mannes. Aber aus dem Munde eines Theoretikers? Eines Schriftstellers, dessen Worte gewöhnlich ja nur für die Ohren akademischer Kollegen und Schüler gemeint gewesen waren, also in weit höherem Maße »*ausschließlich verbal*« gewesen waren als die Worte unseres moralisch-politischen Appells? Machen wir uns keine Illusionen! Natürlich hat Herr X, der ja ungleich klüger ist als unsereins, sehr genau gewußt, was er tat, als er höhnisch die Verwendung seines Namens verweigerte und unseren Appell »*ausschließlich verbal*« nannte. Natürlich war er sich darüber im klaren, daß er den Aufruf dadurch lächerlich machte; daß das Fehlen seines Namens als Lücke sofort

in die Augen springen würde, daß diese Lücke ein Politikum höchsten Ranges darstellen würde, und zwar eines, das unserer Aktion nicht wiedergutzumachenden Schaden zufügen würde. Wer weiß, ob Herr X nicht sehr froh über unsere Unterschriftenaktion gewesen ist und unsere Bitte, daran teilzunehmen, als ein Geschenk des Himmels begrüßt hat? Weil ihm diese die Gelegenheit verschaffte, öffentlich *nicht* teilzunehmen, also seine Gleichgültigkeit oder sogar seine Gleichschaltung zu beweisen, ohne von sich aus irgendetwas zu tun? – Heute wie damals.

Das Laboratorium

Gewiß gibt es Laboratorien, in denen die Waffen für den wirklichen Krieg in Vietnam ausprobiert werden. Aber damit ist das heutige Verhältnis zwischen Laboratorium und Realität nicht etwa erschöpft. Denn was, vom Laboratorium aus gesehen, die »Realität« zu sein scheint, das spielt, in größerem Zusammenhange gesehen, selbst wiederum nur eine Laboratoriumsrolle. Die Blutbäder, Defoliationen, Verbrennungen, Vergiftungen, Vergasungen, die heute auf den wirklichen Schlachtfeldern von Vietnam stattfinden, die sind alle zugleich als Experimente gemeint. Das wird amtlich auch gar nicht bestritten. So ist z. B. Dean Rusk rechtschaffen, bzw. plump genug gewesen, den Vietnamkrieg einen »*critical test*« zu nennen, d. h. zuzugeben, daß er das wirkliche Vietnam als Laboratorium verwende, in dem er »ein Exempel statuieren«. Wenn man ihn fragen würde, was in seinen Augen *die wirkliche Realität* sei, diejenige, für die er in diesem Laborproben lasse, dann würde er auf alle jene Länder verweisen, deren unterentwickelte Bevölkerungen versuchen könnten, sich vom Joch der freien Welt zu befreien; kurz: *die Realität der Knechtschaft*. »*Aviation Week*« bestätigt dieses Verhältnis von Experiment und Realität aufs deutlichste. In ihrer Ausgabe vom 21. März 66 meldet sie nämlich, daß das Oberkommando in Südvietnam in pausenloser Verbindung mit Teams der Rand Co. stehe und jede neue Kampferfahrung mit neuen Waffen sofort an die Research Sections weiterleite. Da ohne diese experimentellen Erfahrungen der Fortschritt der wissenschaftlichen Forschung behindert wäre, gilt dieses Verhältnis zwischen Tatort und Labor nicht nur als selbstverständlich, sondern als moralisch geboten. Bedauerlich ist es nur, daß die bei diesen Ex-

perimenten verbrennenden oder zerfleischten Vietnamesen (und nicht etwa nur die Säuglinge, denen solche Mißverständnisse immerhin noch nachgesehen werden könnten, sondern auch die Erwachsenen) so unterentwickelt geblieben sind, daß sie in den Tests, bei denen sie eine so nützliche guinea pig-Rolle* spielen, etwas Reales sehen, statt etwas nur Experimentelles.

Der Lebensretter

Ich ahnte, daß mehr Juden im Zug waren, aber ich unternahm dagegen nichts ... , später erfuhr ich, daß in dem Zug statt 1300 Juden 1600 waren. Ich freute mich darüber und bin heute stolz darauf, 300 Juden vor der Deportation gerettet zu haben.« – (Verteidigungsworte des direkt unter Eichmann arbeitenden SS-Hauptsturmführers Franz Novak, der das Fahrplan-Ressort für die Judenfrachtzüge nach Auschwitz leitete. – Gesprochen im Prozeß am 27. Sept. 1966. – Presse, Wien, 28. 9. 66.)

Nach einer verlotterten Nacht hatte der Büttel Fo – was ihm nie zuvor passiert war – tief in den Tag hinein geschlafen, so daß er zu seinem Entsetzen statt um sieben erst um elf Uhr an seinem Arbeitsplatz auftauchte. Obwohl er mit der Liquidierung der ihm zugeteilten und bereits in ungeduldiger Queue auf ihn wartenden Opfer sofort und in schärfstem Tempo begann und sich sogar, um keine Minute zu verlieren, seine Mahlzeiten während des Arbeitens in den Mund stopfen ließ, hatte er es doch bei Feierabend statt auf die 1000 Leichen, die seit Beginn der Diktatur als sein Mindestpensum gegolten hatten, nur auf klägliche 700 gebracht. Daß ihm diese Pflichtverletzung eine Verwarnung eintrug, ist selbstverständlich. Aber nicht minder tief litt er, da er von früh auf zur Gewissenhaftigkeit erzogen worden war, unter Selbstvorwürfen. Noch tagelang, so erzählten seine Kollegen, sei der Bedauernswerte unansprechbar geblieben und, wer weiß, ob er damals nicht sogar mit dem Gedanken an Selbstmord gespielt habe.

*

* Versuchskaninchenrolle

In völlig anderem Lichte erschien Herrn Fo seine Schuld freilich in der nächsten Zeit, in jenen Wochen, Monaten und Jahren, die dem Zusammenbruch der Diktatur folgten. Die Säumigkeit, die ihn seinerzeit wie ein Dorn im Fleische gepeinigt und ihn vielleicht sogar beinahe in den Tod getrieben hatte, die verwandelte sich nun nämlich, und zwar beinahe ohne Herrn Fo's Zutun, in einen Gegenstand seines Stolzes. Als einer seiner Nachbarn eine, wie Herr Fo herauszuhören meinte, auf sein damaliges blutiges Amt anspielende Bemerkung fallen ließ, erklärte er diesem nämlich – und zwar in einem Tone, der so klang, als hätte er sein damaliges Versäumnis niemals anders gedeutet – daß er damals, in jenen üblen Zeiten des Terrors, die sich hoffentlich niemals wiederholen würden, daß er damals, allen Befehlen zuwiderhandelnd und ohne der Gefahr, die ihm den Kopf hätte kosten können, zu achten, dreihundert Verurteilte vor ihrem sicheren Tode bewahrt habe. Kaum hatte er diese Version über die Lippen gebracht, als diese auch schon zu seinem festen Eigentum geworden war. Schon wenige Tage später brüstete er sich in einer öffentlichen Versammlung damit, daß es ihm eine tiefe Genugtuung bereite (natürlich auch damals schon bereitet habe, nur daß er dieser damals natürlich nicht habe Ausdruck geben dürfen), so vielen Menschen das Leben geschenkt zu haben; und er erntete damit nicht geringen Beifall. Was ihn dazu ermutigte, sich schließlich sein Recht auch offiziell zu beschaffen, nämlich in einer Eingabe an das Ministerium für öffentliche Prämien darauf aufmerksam zu machen, daß sich wohl kein anderer Molussier rühmen könnte, dreihundert Bürger seiner molussischen Vaterstadt der Terrorherrschaft entrissen zu haben, und wohl keiner sich so als der nationale ›Champion der Lebensrettung‹ fühlen dürfte – ein Wink, den die zuständigen Behörden offensichtlich verstanden haben, da sie Fo bekanntlich im folgenden Jahre mit der Goldmedaille für tätige Menschenliebe dekoriert haben.

Gebe Gott, wir haben Unrecht.

Johnsons Lippen

Sage mir, wie du von deinen Morden sprichst, und ich werde dir sagen, wer du bist.

Auf dem Wege zur Manila-Konferenz, Oktober 1966, deren Diskus-

sionsthema immerhin — welches andere Thema gäbe es denn heute?— die Eskalation, bzw. die Eskalation der Eskalation des Angriffs auf Vietnam war, erklärte Johnson, *Kaninchen würde er nicht aus dem Hute ziehen*. Sich und Ky, während in Vietnam nicht nur Kaninchen, sondern auch Männer, Frauen und Kinder aus der Asche gezogen werden, mit Variété-Zauberern zu vergleichen, das bereitete ihm offenbar nicht die mindeste Schwierigkeit. Aber vielleicht sollten wir ihm diesen Vergleich doch nicht verübeln. Vielleicht liegt ihm der Gedanke, daß Menschen durch Verbrennen etwas Wesentliches einbüßen, bzw. daß die Asche von mit Hilfe von Napalm umgebrachten Menschen einer anderen ›Klasse von Menschen‹ zugehöre als un- verbrannte Menschen, ganz ferne; mindestens ganz ferne, wenn es sich um die Asche von Asiaten handelt. Wie hätte er denn sonst bei seiner nächsten Zwischenlandung auf Samoa erklären können, daß es ›heute nirgends in der Welt Bürger zweiter Klasse geben dürfe?‹* Oder sollte er — denn einen anderen Sinn kann er mit diesen Worten ja eigentlich kaum verbunden haben — gemeint haben, daß Bürger zweiter Klasse ausgerottet werden müßten?

*

›Papier ist geduldig‹, heißt eine bekannte Redensart. Aber um wie viel geduldiger sind doch Menschenlippen, die von ihrem Eigentümer dazu genötigt werden, im Abstand von nur wenigen Stunden einander derart schroff widersprechende Aussprüche zu machen! Wie geduldig sind doch die Lippen Johnsons!

Unliquidierbare Liquidierung

Hunderttausende vom Leben in den Tod zu spedieren, das macht (wie Steiner in seinem Treblinka-Buch berichtet **) ungleich weniger Mühe, als die Hunderttausende nun in den Tod Spedierten aus dem Bereich des Sichtbaren in den des Unsichtbaren zu befördern. In Panik gerieten die Lagerleiter von Treblinka beim Anrücken der Sowjetarmee nicht etwa deshalb, weil sie fürchteten, sich nicht vorher aller noch

* Nach UPI und Reuter

** Siehe Jean-François Steiner, Treblinka, La Révolte d'un camp d'extermination. — Librairie Arthème Fayard, 1966.

mehr oder minder lebenden Lagerinsassen entledigen zu können, sondern deshalb, weil sie, wie sie rasch herausfanden, der Aufgabe, *die Toten zu töten*, nämlich sich der Umgebrachten zu entledigen, nicht gewachsen waren. Das bißchen Benzin, das ihnen zur Verfügung stand, reichte zur Not — auch ein Begriff von ›Not‹ — für die Verbrennung eines winzigen Bruchteils der Ermordeten. Es soll Überlebende aus Maidanek geben, die nicht etwa deshalb noch unter uns weilen, weil sie von den Nazis nicht hätten liquidiert werden können, sondern deshalb, weil ihre Leichen nicht hätten liquidiert werden können. Was damals gegolten hat, gilt mutatis mutandis auch heute. Und würde sogar dann noch gelten, wenn man das gigantischste aller Liquidationsmittel, die Wasserstoffbombe, einsetzen würde. Denn Hunderte von Millionen könnte man zwar liquidieren, nicht dagegen die Liquidierung selbst, da diese nunmehr in Form von radioaktiver Strahlung und von Atommüll jedem, also auch den Mördern selbst, tödlich werden würde.

*Love Your Enemies**

›Join with people!‹ lautet das zweite Gebot, ›understand their life, use phrases from their language, honor their customs and laws!‹ — Und das dritte Gebot: ›Treat women with politeness and respect!‹ — und das neunte: ›Reflect honor upon yourself and the USA!‹** Urbane Empfehlungen ad usum der auf europäische Universitäten geschickten Fullbright-Studenten? Nichts weniger als das. Sondern Regeln aus dem für die in Vietnam stationierten amerikanischen GIs verfaßten offiziellen Benehmenskodex.

›Use their language!‹. Natürlich ist es illusionistisch, amerikanischen boys, von denen viele sogar ihre Heimatsprache nur kümmerlich beherrschen, zuzumuten, daß sie sich, kaum in Saigon oder in einem der von ihnen zu verwüstenden Dschungeldörfer eingetroffen, ra-

* Liebe Deine Feinde.

** Misch dich unter die Bevölkerung, verstehe deren Leben, benutze Redensarten ihrer Sprache, respektiere deren Gebräuche und Gesetze. — Behandle Frauen mit Höflichkeit und Ehrerbietung. — Handle so, daß keine deiner Handlungen deiner Ehre oder der der Vereinigten Staaten zum Nachteil gereiche.

pide in linguistische Genies verwandeln und über Nacht mit Redensarten und Sprichwörtern aus dem vietnamesischen Alltag um sich werfen. Aber was ist dieser imbezille Illusionismus schon, verglichen mit der Heuchelei, die den anderen Geboten zugrunde liegt? ›Honor their laws: etc. Wie sollen diejenigen, die man hinüberschickt, damit sie dort die Bevölkerung einschüchtern und vergewaltigen; denen man befiehlt, die Reisernten zu vergiften; denen man es erlaubt, sich als die Bordellherren des Landes aufzuspielen; die man als Folterspezialisten ausgebildet hat, damit sie (für Rand Corporation und ähnliche Unternehmungen) die Schreie der Gefolterten auf Band aufnehmen und (hoch die Social Psychology!) diese Aufnahmen ›auswerten‹ –

wie sollen diese armen boys solche Aufgaben ›with politeness and respect‹ durchführen? Und so, daß ihre Leistungen ›reflect honor upon themselves and the United States?‹

*

Ich bin in diesem Jahre durch Auschwitz gewandert, vorbei an den Gebirgen von Haar, von Brillen, von Koffern, von Bürsten, von Prothesen – kurz: vorbei an den Gebirgen jener toten Objekte, die sich, da sie an Totsein eh schon gewöhnt waren, länger gehalten haben als ihre ermordeten Eigentümer. Ich weiß, was die Nazis in Auschwitz angerichtet haben. Aber ich fürchte, daß sie, verglichen mit jenen *Heuchlern*, die die eben zitierten Vietnam-Maximen formuliert haben und die diese verbreiten, *Ehrenmänner des Grauens* gewesen sind. Niemals habe ich davon gehört, daß man den Lagerbeamten die Maxime auf den Weg gegeben habe, ihre Opfer mit Samthandschuhen oder mit Respekt anzufassen. Niemals, daß sich Krematoriumsangestellte dazu zu verpflichten hatten, sich um das Vertrauen der von ihnen zu Liquidierenden zu bemühen und sich deshalb im Verkehr mit diesen der heimischen Sprache zu bedienen, also die Juden auf Jiddisch ins Gas zu locken. Das nicht. Wie entsetzlich in Auschwitz dem Evangeliumwort ›Liebet eure Feinde‹ auch zuwidergehandelt worden ist, noch entsetzlicher sind diejenigen, die, obwohl sie das blutige Handwerk ausüben oder dessen Ausübung anordnen, vorgeben, dem Gebot der Feindesliebe nachzukommen und für dieses sogar zu missionieren.

Die Obsoletheit der Lüge

Die Aussage, Johnson lüge, wäre ungenau. Johnson lügt nicht mehr. Womit natürlich nicht gemeint ist, daß er früher ein Schwindler gewesen sei, nun aber Geschmack an Wahrhaftigkeit gefunden habe. Vielmehr, daß in der Welt, der er als Akteur und Faktor zugehört, zwischen Wahrheit und Lüge zu unterscheiden, bereits sinnlos und unwahr geworden ist. Durch Lügen konstituiert zu sein, gehört zum Wesen oder Unwesen der Welt, die seine und unsere ist, auf so selbstverständliche Weise, daß es sich bereits erübrigt, in ihr noch *zusätzlich* zu lügen. Ebensowenig kommt es in dieser Welt noch in Betracht, in der Sprache ein Instrument zu sehen, dessen man sich bedient, um eine Überzeugung auszudrücken oder gar eine Wahrheit. Zu unterstellen, daß Johnson die Möglichkeit solcher eigentümlichen Sprachverwendung überhaupt noch verstehe, das wäre *naiv*. Denn für ihn ist die Sprache (und zwar nicht etwa ›auch‹ oder nachträglich, sondern *apriori* und ausschließlich) ein taktisches Gerät. Wenn er, wie wir es von ihm gewohnt sind, heute dies behauptet, morgen jenes, heute diesen Sprachstil verwendet, morgen jenen, so kommt ihm das vermutlich um nichts befremdlicher oder unmoralischer vor, als es uns befremdlich oder unmoralisch vorkommt, heute eine Kaffeemaschine zu benutzen und morgen ein Grammophon. Ebensowenig ist er schließlich noch dazu fähig, auf den Gedanken zu kommen, daß er durch den Sprung von dieser zu jener Behauptung (ob die zwei einander auch aufs schroffste widersprechen mögen) sein Prestige gefährden oder die Schärfe seines Profils verwischen und damit seine Identifizierbarkeit erschweren könnte. Wir mögen uns zwar fragen, ›wer‹ der Mann sei, der heute im Stile Jeffersons spricht . . .

›One man alone within his conscience – whether in the laboratory or the study or the classroom or on the street corner – is to be jealously guarded from the thousands who, believing him wrong, would deny his right to search and his right to speak the truth.‹*

* Johnson bei der Medaillen-Verleihung an Naturwissenschaftler am 10. 2. 66. ›Ein Mann allein mit seinem Gewissen – gleich ob sich dieser in einem Laboratorium, in einer Gelehrtenstube, in einem Hörsaal oder an einer Straßenecke aufhalte – muß eifersüchtig vor jenen Tausenden geschützt werden, die ihm im Glauben, daß er Unrecht habe, sein Recht auf Untersuchung und auf das Aussprechen der Wahrheit absprechen möchten.‹

. . . und der sich dagegen ein anderes Mal der obszön klingenden Worte bedient, wie z. B. in seinem Abschiedsgruß an Bob Hope: »No war is a real war without Bob Hope's jokes«;

wer der Mann sei, der sich im Jahre 1954 über die Verschickung amerikanischer Boys nach Südostasien geäußert hat . . .

»Ich bin dagegen, amerikanische Soldaten in den Schlamm Vietnams zu spedieren und dort zur Ader zu lassen, nur, um den Kolonialismus zu verewigen«,

. . . der dagegen an einem anderen Tage, ohne von dieser seiner früheren Position abzurücken (und *ebenfalls* vor seiner Präsidentschaft) die Formel geprägt hat:

»Dien is the Churchill of South Asia«.

Wie gesagt, *wir* mögen uns darüber zwar wundern. Aber verwunderlich ist heute wohl nicht mehr Johnsons Rollenwechsel, sondern die Tatsache, daß wir uns auch heute noch über diesen wundern, daß es auch heute noch, im Jahre 1967, solche Moralpedanten, so ewig Gestrige wie uns gibt, daß wir es uns auch heute noch nicht haben abgewöhnen können, unsere Mitmenschen auf Aussprüche oder Überzeugungen festzulegen, und daß wir uns auch heute noch betroffen die wer-Frage vorlegen: *Wer* denn nun eigentlich dieser Mann sei, der einmal *so* reden könne und das andere mal *so*? Wie gesagt, Johnson würde diese *wer*-Frage schon nicht mehr verstehen, genausowenig wie die nach der Wahrheit oder nach der Unwahrheit dessen, *was* er ausspricht. Freilich — und erst das macht das Bild der heutigen Situation vollständig — freilich kann er sich diesen Defekt eben auch leisten. Die Frage nach seiner Identität aufzufassen, das hat er gar nicht mehr nötig, da es ja unter den Millionen, bei denen er (aus wahrhaftig nicht leicht durchschaubaren Gründen) seine abenteuerliche, noch von keinem früheren Präsidenten erreichte Beliebtheit genießt*, ebenfalls niemanden gibt, der die *wer*-Frage stellen würde, oder der auf den Gedanken kommen würde, von ihm zu verlangen,

* Geschrieben vor dem plötzlichen steilen Absinken seiner Popularität 1967. Als Persönlichkeit identifizierbar war wohl seit Roosevelt kein amerikanischer Präsident mehr, jeder nur als Gesicht — höchstens als das, denn ob man Trumans Kopfgegend den Ehrennamen „Gesicht“ zusprechen kann, ist auch fraglich. Auch Kennedy war wohl, trotz der Vergötterung, die er genoß, und trotz der Vergötterung, die er auf Grund seiner Ermordung nun genießt, keine identifizierbare Persönlichkeit. Jedenfalls ist mir kein einziges Wort von ihm bekannt, das nicht jeder andere Halbgebildete seiner Zeit ebenfalls hätte aussprechen können.

daß er ein unzweideutiges Profil besitze oder gar dasjenige, was man in früheren Zeiten einen »Charakter« genannt hatte. Kurz: *Johnson ist noch nicht einmal ein Lügner.*

Die einzige Methode, um Johnsons »Überzeugungen« und seinen »Stil« zu erkennen, besteht darin, daß man sich bei jedem seiner Aussprüche jeweils fragt: »Warum hat er diesen in dieser Situation diesem Zuhörer gegenüber und in diesem Stil gemacht?« Buchstäblich darf man ihm keines seiner Worte glauben, jedes nur als Situationssymptom. Und etwas anderes erwartet er auch gar nicht.

*

Als vor einem halben Jahrhundert Jaspers seine »Psychologie der Weltanschauungen« veröffentlichte, da jammerte man über solchen »Relativismus«, also über die Aufforderung an den Leser, die Aussagen der Autoren nicht buchstäblich aufzufassen, sondern als Dokumentationen von Attitüden und Positionen. Wie gut doch die Zeiten dieses Mißtrauens und dieses »Relativismus« noch gewesen waren! Da wir nun ja so weit fortgeschritten sind, daß sogar die Autoren selbst nicht mehr auf den Gedanken kommen, nein, sogar unfähig geworden sind, auf den Gedanken zu kommen, daß ihren Aussagen buchstäblicher Sinn zugeschrieben werden könnte.

Die Wahrheit lügen

I

Auch Wahrheiten können irreführen. Dann nämlich, wenn sie das Ohr taub machen für wichtigere Wahrheiten. Oft ist Irreführung nicht nur die zufällige und bedauerliche Nebenwirkung von Wahrheitsverkündungen, sondern deren beabsichtigter Haupteffekt.

II

In scheinbarer Großzügigkeit, mit der Geste des »we have nothing to hide«, haben die Amerikaner in den letzten Monaten wiederholt nicht nur zugegeben, sondern es uns geradezu in die Ohren ge-

schmettert, daß sie versehentlich ein falsches Dorf in Vietnam zerbombt hätten. Es gibt nichts Heuchlerisches als diese aufdringliche Wahrheitsliebe. Durch die Betonung der versehentlich zu Unrecht bebombten Dörfer unterstellen sie nämlich, daß es andere Dörfer gibt, die zu bebomben sie ein Recht haben. — Bei jedem, uns von einem Kriminellen aufgedrängten Geständnis haben wir zu fragen, welche unwahre Voraussetzung er uns dadurch als gültig zu suggerieren sucht.

Lüge unter Spießgesellen überflüssig

Was die Verlogenheit der demokratischen Freiheiten in den heutigen USA zu ihrer Klimax bringt, ist nicht etwa, daß ohnmächtigen Oppositionellen Narrenfreiheit offensteht, nämlich das Recht, den Inhabern der Macht zu widersprechen und Wahrheiten, die für diese eigentlich heikel sein müßten, z. B. Wahrheiten über den Vietnamkrieg, zu veröffentlichen; auch nicht, daß große, selber gewisse Macht verkörpernde Institutionen wie die New York Times, dieses Recht genießen (Salisbury Report); sondern daß sogar die Inhaber der Macht selbst in das gleiche Horn stoßen dürfen wie die Opponierenden, daß sie es sich leisten können, ihren Machtmißbrauch und ihre Gewalttätigkeit ebenso unverhüllt zu schildern, wie ihre Kritiker das tun; daß sie das, während ihre machtlosen Gegner dabei vor Indignation schäumen, sogar mit Gusto am Zynismus tun. Schon im Frühjahr 1951, vor mehr als fünfzehn Jahren, hatte die Zeitung »Kansas City Star« die Freimütigkeit, in ihrer Wirtschaftsbeilage zu erklären, daß es, »selbst wenn das Schlimmste einträte, nämlich wenn Frieden in Korea einzöge, noch immer den Trost eines irgendwoanders drohenden Krieges« gäbe. Was daran interessiert, ist nicht, daß der Prophet, der damals in der Redaktionsstube in Kansas saß, unterdessen recht behalten hat, sondern daß es eben sogar damals schon nicht mehr als anstößig galt, öffentlich vom »Trost eines drohenden Krieges« zu sprechen.

In der Tat herrscht heute nun universelle Freiheit der Meinungsäußerung, es gibt niemanden mehr, der nicht die Wahrheit aussprechen dürfte. Den Oppositionellen wird diese Freiheit deshalb vergönnt, weil die Inhaber der Macht diese verachten, d. h. deshalb, weil sie überzeugt davon sind, daß diese Protestierer, gleich was sie

schreien mögen — und sie sollen sich nur tüchtig ausschreien! — ohnehin keine Wirkung haben werden.

Und sich selber brauchen die Inhaber der Macht natürlich Freiheit nicht eigens zu akkordieren.

Nun haben das die Inhaber der Macht zwar niemals nötig gehabt, aber im Unterschiede zu heute hatten sie es doch früher für opportun gehalten, ihre Zunge besser im Zaum zu halten: nämlich den Machtlosen gegenüber zu verschweigen, wie frei sie selbst waren. Während es in den Blütezeiten der Ideologien, die ja immer zugleich auch Blütezeiten der Scham gewesen waren, Ausdrücke wie »Trost eines drohenden Krieges« nicht gegeben hatte, sind sie nun heute von jeder Hemmung frei. Und zwar deshalb, weil sie — darin besteht eben die konterrevolutionäre Leistung der heutigen demokratisch aufgeputzten Herrschaft — die Majorität der Bevölkerung bereits total mitkorruptiert haben, d. h.: weil sie Komplizität selbst von den Opfern ihrer Infamien erwarten dürfen. Unter Spießgesellen erübrigt es sich zu lügen. Gute Zeiten waren es gewesen, als die Machthaber, noch überzeugt von der Wahrnehmbarkeit der Wahrheit, geglaubt hatten, den Schein einer wahrnehmbaren und verifizierbaren Wahrheit herstellen, also uns anlügen zu müssen.

Der Luxus

Es ist die Chance jeder herrschenden Klasse, daß sie für jede Arbeit und für jede Funktion andere, nämlich von ihr Beherrschte, engagieren kann. Das gilt auch für offensichtlich unmoralische Funktionen. Tatsächlich stellen die Amerikaner andere: nämlich die Soldaten des angeblich von ihnen unterstützten, in Wahrheit von ihnen beherrschten und verwüsteten Landes, Südvietnam, oder die von ihnen nach Vietnam speditierten Südkoreaner dazu an, die erforderlichen Infamien durchzuführen. Nur selten geschieht es, daß sie ihre Finger oder gar ihr Gewissen mit derartigen Tätigkeiten selbst beschmutzen, daß sie sich also selbst dazu hergeben, Folterungen zu exekutieren. Sozialpsychologisch interessant, daß sie die von ihnen selbst angestellten Folterknechte nun noch tiefer verachten als zuvor, eben *weil* diese Leute vor so verächtlichen Aktionen wie den (von ihnen selbst in Auftrag gegebenen) Folterungen nicht zurückscheuen.

Sauberkeit und gutes Gewissen sind der Luxus der Herrschenden. Beherrschte haben keinen Anspruch auf solchen Luxus, und wer als Beherrscher derartige Ansprüche erheben würde, der bewiese damit nur, daß er die natürliche Ordnung mit ihrem Oben und Unten nicht anerkennt, kurz: seine Aufsässigkeit.

Mad Minute

nennen die Amerikaner offiziell denjenigen Augenblick, in dem sie mit einfach allen Waffen, die ihnen jeweils zur Verfügung stehen, in ein Dorf hineinpfeffern, um dieses zu warnen. Man horche in das Wort ›mad‹ hinein. Denn dieses hat für amerikanische Ohren durchaus nicht nur die Bedeutung ›verrückt‹, sondern auch die von ›toll‹ mit allen Nuancen, die dieses Wort reflektiert, also auch mit der Nuance, die etwa in dem Ausdruck ›eine tolle Nacht‹ enthalten ist. Die ›mad minute‹ ist also etwas wild Vergnügliches. — Überflüssig, zu erwähnen, daß es nach solchen ›mad minutes‹ gewöhnlich kaum mehr jemanden gibt, der die Warnung beherzigen könnte.

Menschlichkeit, deren Definition

Die Tatsache, daß McNamara Ende 1967 zu den ›doves‹ desertiert ist, die sollte uns nicht irremachen. Denn niemand anderer als er ist es gewesen, der den barbarischsten Begriff von Menschlichkeit, den es je gegeben hat, geprägt und verwendet hat. Jene Gase, die, wenn behutsam dosiert, nicht unbedingt den Tod hervorrufen, sondern nur Tränen, Erbrechen, Keuchen, Hautjucken, Koordinationstörungen — kurz: totale Wehrlosigkeit, hat er nämlich als ›Mittel der Menschlichkeit‹ bezeichnet. Bekanntlich bedienen sich die amerikanischen Truppen dieser Gase besonders gerne zu dem Zwecke, um die vietnamesische Zivilbevölkerung aus den Katakomben, in die sich diese bei Angriffen flüchtet, auszuräuchern, also um diese dazu zu zwingen, an die Oberfläche zu steigen und ihren Feinden und ihrem höchst ungewissen, bzw. sehr gewissen Viet Cong-Schicksal entgegenzutaumeln. Die Szenen der aus den Tunnelausgängen heraus-, in die Arme der Gasmannschaft hinein Torkelnden sind ja von Amerikanern selbst gefilmt worden. Von der Tatsache, daß die zu

diesen Ausräucherzwecken verwendeten Gase nicht immer richtig dosiert werden, will ich hier ganz absehen. Und allein darauf aufmerksam machen, daß McNamara, wie sein Ausdruck beweist, alles ›short of killing‹, alles, was nicht, mindestens nicht sofort, den Gegner umbringt, als ›menschlich‹ klassifiziert. Was für ihn gilt, ist nicht, daß sich Amerikaner, die töten, eines Verbrechens schuldig machen; sondern daß sich Amerikaner, die einmal im Vietnamkrieg versehentlich einen Vietnamesen nicht töten, eines positiven Verdienstes rühmen können. — Ob er mit diesen, in sog. Kulturländern unalltäglichen, Maßstäben auch seine Feinde mißt, das ist mir leider nicht bekannt.

Moden

›Ich denke‹, erklärte der Stellvertretende Außenminister Katzenbach in einem Gespräch mit Senatoren, das am 21. 8. 1967 stattfand, ›daß die Erklärung eines Krieges in der internationalen Arena altmodisch geworden ist.‹ Hitler hätte das niemals gesagt, freilich hat er diese Mode der Nichtkriegserklärung eingeführt. Es ist immerhin bemerkenswert, mit welcher Selbstverständlichkeit sich Regierungsmitglieder der USA auf von Hitler eingeführte ›Moden‹ berufen.

Das monströseste Datum

Es gibt Tatsachen, die, obwohl nicht ausdrücklich unterdrückt, keinem Zeitgenossen bekannt zu sein scheinen. Wären sie bekannt, sie würden uns wegen ihrer Monstrosität täglich von neuem atemlos machen. Das unglaublichste Beispiel ist die Tatsache, daß die Charta des ›Internationalen Militärtribunals‹ in Nürnberg, dasjenige Dokument also, in dem der Begriff ›Verbrechen gegen die Menschlichkeit‹ zum ersten Male juristisch kodifiziert, und die Verantwortlichkeit und Strafwürdigkeit der an derartigen Verbrechen beteiligten Individuen zum ersten Male festgelegt wurde — daß dieses Dokument das Datum des 8. August 1945 trägt.

Was ist am 8. August 1945 geschehen?

Am 8. August 1945 sind die letzten strahlenverseuchten Opfer von Hiroshima, nachdem sie, auf ihren Vieren durch den Schutt kriechend, versucht hatten, sich zu retten, im Umkreis ihrer Stadt zusammengebrochen und verendet.

Und am 8. August 1945 hatten die Einwohner von Nagasaki gerade noch vierundzwanzig Stunden lang Galgenfrist, herumzugehen, zu liegen, zu arbeiten, zu essen, zu schlafen, zu lachen, zu weinen und zu lieben. Ehe es auch sie traf.

In anderen Worten: dasjenige Dokument, in dem der Begriff ›Verbrechen gegen die Menschlichkeit‹ und der der Verantwortlichkeit und Strafwürdigkeit der an derartigen Verbrechen beteiligten Individuen zum ersten Male völkerrechtliche Realität wurde – dieses Dokument ist zwei Tage nach Hiroshima und einen Tag vor Nagasaki formuliert worden. Von vornherein war dieser Text von Verbrechen gegen die Menschlichkeit umrahmt gewesen: Von Verbrechen, die mit den in diesem Dokument angegebenen Maßen niemals gemessen und auf Grund dieses Dokuments niemals bestraft worden sind. Kein Datum der Weltgeschichte ist abenteuerlicher. Und wohl keine Tatsache tiefer deprimierend als die, daß es unter den Milliarden von Zeitgenossen, die von den zwei Fakten: Nürnberg und Atom-bombe gehört haben, keinen einzigen gegeben hat, dem deren Koinzidenz in die Augen gesprungen wäre.

Moralistsein heute

Unsere tägliche Information ist global. Und hat das natürlich zu sein. Niemand darf es sich mehr erlauben, sich nicht global auf dem laufenden zu halten. Denjenigen, die sich gehen lassen und provinzierisch bleiben oder das sogar kultivieren, denen mißtraue ich so, wie Sartre denen mißtraut, die ihren Dialekt nicht ablegen wollen; und nicht nur für borniert halte ich die, sondern für gefährlich. Und trotzdem. Nur erfreulich ist die Tatsache der täglichen Global-information durchaus nicht; und nur ›moralisch gesund‹ wahrhaftig auch nicht. Im Gegenteil. Wenn es heute schwerer ist als je zuvor, ein Moralist zu sein (und davon bin ich überzeugt), dann verdanken wir das zum großen Teil unserer Globalinformation: immer wird ja *zuviel* vor uns ausgebreitet, immer zuviel auf einmal, immer mehr als wir auffassen und verarbeiten können; also auch immer zuviel Empörendes auf einmal – was zur Folge hat, daß unser Zorn und unsere Schwermut niemals die Gelegenheit haben, sich auf ein einziges Übel zu konzentrieren oder sich einer einzigen Infamie zu widmen; daß wir also ›moralisch zerstreut‹ bleiben. Wenn

wir dann trotzdem versuchen, zu reagieren oder gar zu agieren, und beginnen, gleichzeitig nach rechts und nach links und nach vorn und nach hinten auszuschlagen, dann erreichen wir damit natürlich überhaupt nichts mehr, und vermutlich wirken wir dann so, als führten wir nur einen ›Oppositionstanz‹ auf, und als sei es uns völlig gleich, wogegen wir protestieren. Kein erfreulicher Anblick.

In den drei Minuten, die ich heute für die Lektüre der ersten Seite einer Morgenzeitung benötigte, erfuhr (oder erschloß) ich:

1. daß die amerikanische Eskalation über Nordvietnam und die amerikanische Friedensbeteuerung wie gehabt weitergeht;
2. daß die in Watts mit Recht für Gleichberechtigung kämpfenden Neger eigentlich dafür kämpfen, in der kalifornischen Rüstungsindustrie mitarbeiten zu dürfen, also für das Recht, die Entrechtung und Liquidierung von Hunderttausenden von Asiaten mitvorzubereiten. – Andererseits aber ist es mir natürlich unmöglich, ihrem Kampf um Gleichberechtigung entgegenzutreten, da ich mich damit ja automatisch in die reaktionärste Front miteinreihen würde;
3. daß die in Wien urteilenden Geschworenen einem Gehilfen Eichmanns, der Abertausende von Juden auf seinem Gewissen hat, eine geringere Strafe zusprechen, also eine geringere Schuld zuerkennen als einem normalen Bankeinbrecher.

*

Drei Meldungen also in drei Minuten. Dreimal hätte ich voll Empörung reagieren müssen oder voll Entsetzen oder voll Verzweiflung. Aber habe ich das getan? Ist es möglich, in diesem kurzen Zeitraum über drei verschiedene Anlässe empört zu sein oder melancholisch zu werden? Höchstens war ich vielleicht darüber entsetzt, daß ich nicht entsetzt war. Aber auch das erschließe ich nur aus der Tatsache dieser Zeilen. Weil ich diese ja sonst nicht niedergeschrieben hätte.

Ach, wenn dieses Versagen noch unsere Schuld wäre! Wenn wir uns selbst noch Vorwürfe machen könnten! Denn dann wäre es ja nicht unmöglich, dann wäre es uns ja vielleicht noch vergönnt, gegen den Defekt anzukämpfen oder diesen sogar abzustellen. Gute Zeiten, als man noch sein ›Pater, peccavi!‹ rufen und an Besserung gehen durfte. Aber das können wir nicht. Reden wir uns doch nichts ein! Wenn wir versagen, so nicht deshalb, weil wir ungewöhnlich fahr-

lässig oder boshaft wären, sondern ausschließlich deshalb, weil die Portionen, die wir als global Informierte in jedem Augenblick zu schlucken haben, den seelischen Fassungsraum, über den wir als Menschen verfügen, übersteigt. *Selbst die letzte Chance, die Chance der Schuld, haben wir nun verloren.*

Mord im Dom

Am Ostersonntag 1967 unterbrach ein Unbekannter den im Münchner Dom stattfindenden Gottesdienst. Von niemandem bemerkt, hatte ein Mann eine der Kanzeln bestiegen, um von dieser gegen den Skandal zu protestieren, daß ein, das Christentum für sich in Anspruch nehmender, Staat ein anderes Volk mit Mord und Totschlag anfülle.

Wie reagierte man auf diese Erwähnung von Mord im Dom? Wie behandelte man den Mann, der den, geradezu an ›happenings‹ mahnenden, Versuch unternahm, sich in einem christlichen Gotteshaus auf christliche Prinzipien zu berufen und die Ausrottung eines nichtchristlichen Volkes durch ein christliches ausgerechnet an dem Tage und in derjenigen Stunde zu erwähnen, die dem Geheimnis der Auferstehung gewidmet sein sollte?

Nun, erst einmal ließ man den Mann von Kirchendienern zum Schweigen bringen. Und zwar, wie es in den Blättern hieß, deshalb, weil ›Zwischenfälle‹ während des Gottesdienstes nicht geduldet werden können. Einen ›Zwischenfall‹ nannte man das Ereignis vermutlich deshalb, um damit zum Ausdruck zu bringen, daß da ein Mann so tief gefallen war, daß er zwischen den programmatischen sakralen Vorgängen als Christ auftrat statt als Kirchenbesucher.

Das aber war nur der Anfang. Denn danach nahm der Kardinal selbst – es war der ehrwürdige Kardinal Döpfner – Stellung. Nicht zwar zu dem, was der unlegitimiert von der Kanzel predigende Laie gemeint hatte: also nicht zu dem Skandal des von Tag zu Tag sich steigernden Mordens in Vietnam. Sondern eben zu dem ›Zwischenfall‹, bzw. gegen diesen, also gegen den Skandal, daß jemand während des Gottesdienstes an diesen Skandal mahnte. Diesen nannte der Kardinal ›eine taktlose Störung, die wir gleich wieder vergessen wollen.‹ – Zwar war der Kardinal entgegenkommend genug, hinzuzufügen, daß der Taktlose mit dem Zwischenfall, den er ver-

ursacht habe, ›gewiß nichts Schlechtes gemeint‹ habe, außerdem, daß ›wir mit der Kirche und dem ganzen leidgequälten Volk in Vietnam, im Südsudan und in anderen Missionsländern verbunden‹ seien, und daß ›die ganze Kirche, die ganze Christenheit, Trost und Gnade des Osterfestes erfahren möge‹ – aber gerade diese Kommentierung des ›Zwischenfalles‹ beweist doch leider, daß Kardinal Döpfner nicht eigentlich begriffen hat, was da vor sich gegangen ist. Denn

● Es ist mir unbegreiflich, wie jemand den verzweifelten Hinweis auf methodischen Völkermord* als eine Taktlosigkeit bezeichnen kann. In meinen Augen ist die Tatsache, daß jemand den Hinweis auf tägliches Morden als taktlos bezeichnen kann, sogar viel deprimierender als jene Taktlosigkeit.

● Es ist unerlaubt, diesen ›Zwischenfall‹, wie es Kardinal Döpfner erbittet, zu ›vergessen‹ – umgekehrt sollte uns die Tatsache, daß der Mut zur Riskierung solcher Zwischenfälle noch nicht ausgestorben ist, ermutigen und mit Hoffnung erfüllen – und warum sollten wir solche Ermutigung vergessen?

● Es ist unzureichend, in einer Situation, in der die Einen die Mörder, und die Anderen die Opfer sind, sich auf die Versicherung zu beschränken, daß man sich mit dem Volke (bzw. der Kirche) der Opfer ›verbunden fühle‹.

● Es ist mir unbegreiflich, warum es taktvoll sein soll, dem ›leidgequälten Volk‹, wie Kardinal Döpfner es tut, ›Trost‹ zu wünschen; warum es dagegen taktlos sein soll, für eine Situation einzutreten, in der es leidgequälte und trostbedürftige Opfer *nicht* mehr geben würde.

*

Nein, solange sich die Kirche damit bescheidet, ihr Mitgefühl mit Opfern zu beteuern, ohne diejenigen, deren Opfer sie sind, unzweideutig zu bezeichnen, und zwar als die Feinde des Christentums – solange sind wir angewiesen auf jene Männer, die es wagen, im Dom ›Zwischenfälle‹ hervorzurufen, also von Mord zu sprechen und die Mörder beim Namen zu nennen.

* siehe Stichwort ›Genocid‹.

Mores beibringen

Dem Erbarmen verschlossen sind die Herzen der über Vietnam schreibenden Redakteure konservativer Zeitungen keinen Augenblick lang. Was ist für sie die Brandschatzung Vietnams? Gewiß, »ein furchtbares Unglück«. Aber nicht etwa nur – warum sollte man so unfair sein, ausschließlich die Leiden der Vietnamesen mitzuleiden? – durchaus nicht nur ein furchtbares Unglück für diejenigen, denen Gewalt angetan wird. Sondern auch für jene Ärmsten, die dazu verurteilt sind, Gewalt *anzutun*, also auch für die Amerikaner. »Von Diem bis heute«, schreibt Louis Marton, immerhin der außenpolitische Ressort-Chef der »Presse«, am 16. 8. 67, »Von Diem bis heute ist Vietnam« (so nennt er den Angriff auf Vietnam) »zur *grausamen Schule* des Realismus für eine Weltmacht geworden.« Zur »grausamen Schule«? Und »geworden«? Wer um Gottes Willen hat denn diese Weltmacht dazu genötigt, die grausame Schule, auf der sie morden und brandschatzen als Alltagsbeschäftigung lernt, zu absolvieren? Ist nicht, was Herr Marton »Vietnam« nennt, vielmehr die »*Schule der Grausamkeit*«, die die besagte Weltmacht sehr bewußt gegründet hat, und zwar nicht deshalb, weil sie das unwiderstehliche Bedürfnis gespürt hätte, selbst etwas zu lernen, sondern deshalb, weil ihr daran lag, allen dem amerikanischen Imperialismus auf vietnamesische Art Widerstand leistenden, namentlich mittel- und südamerikanischen Völkern, mores beizubringen, also um diese davor zu warnen, Vietnamesen zu spielen?

*

Die auffällige Tatsache, auf die wir in so vielen dieser Glossen aufmerksam machen, die Tatsache nämlich, daß die Amerikaner die Bilder ihrer Skrupellosigkeiten nicht nur nicht verstecken, sondern sogar großzügig und großspurig über die Welt austreuen, die wird wohl aus keiner Perspektive so begreiflich wie aus der dieses »Mores-beibringen-wollens«. Welchen Sinn würde es denn haben, Warnungsaktionen durchzuführen, wenn man diejenigen, die man zu warnen wünscht, *nicht* informierte? Und wäre es nicht verspielt und unwirtschaftlich, letztlich sogar barbarisch, vietnamesische Frauen und Kinder für nichts und wieder nichts mit Napalm zu bewerfen und zu verbrennen, also derartiges zu tun, ohne gleichzeitig dafür

Sorge zu tragen, daß Beobachter diese Greuel sehen und sich durch deren Anblick eines Besseren belehren lassen? Nein, für eine so humane Weltmacht wie für die United States kämen derartige Spielereien natürlich nicht in Frage. Wahr ist vielmehr, daß der Export der Greuelbilder eines der Hauptziele der Greuelaktionen darstellt. Der nicht untalentierte Diem war da ja mit gutem Beispiel vorangegangen. Denn die Anwesenheit der Bevölkerung bei Hinrichtungen von Viet-Cong-Angehörigen auf öffentlichen Marktplätzen, und der Genuß der von seinen Fernseh-Teams aufgenommenen, selbst in den Dörfern von Laos noch mitgenießbaren, Fernsehaufnahmen war ja auch unter ihm bereits obligatorisch gewesen.

Sed morti

Am 22. August 1966 hat Mr. McNamara vor Veteranen in New York aus der Schule geplaudert; mindestens hat er verraten, was er sich von Schulen erhofft. Das Pentagon, so erklärte er nämlich, verfüge über den »weitaus größten Erziehungskomplex in der Welt«, dessen restlose Ausnutzung Amerika in die Lage versetzen würde, jährlich etwa 100 000 Jugendliche, die ohne solche Schulung für den Militärdienst nicht tauglich wären, doch in die Armee aufzunehmen und in dieser für eine bessere Zukunft auszubilden. Für wessen bessere Zukunft, das bleibt zwar, da es sich ja um boys handelt, die nach Vietnams (wo immer diese liegen mögen) geschickt werden sollen, etwas undeutlich. Deutlich ist dagegen, zu welchem Zwecke in den Augen von Mr. McNamara amerikanische Jugendliche lernen sollen: nämlich um fähig zu werden, zu töten und zu sterben. »*Non scholae sed morti discimus*« sollte er zum Motto seines »Educational Program« machen.

Mündige und Unmündige

Da nicht nur gilt, daß die Hauptdaten über Vietnam trotz täglicher Berichte unbekannt bleiben, sondern auch, daß diese Daten *durch* die täglichen Berichte unbekannt bleiben, d. h.: daß diese Unbekanntheit willentlich, eben mit Hilfe von Vietnamberichten, erzeugt wird, und zwar Tag für Tag – aus diesen Gründen ist es erforderlich,

daß wir, die methodisch in Ignoranz und Unmündigkeit Gehaltenen, es uns klarmachen, daß

- Vietnam sich im Mai 1945 von den Japanern befreit hatte;
- der Vietminh, der vor fünfundzwanzig Jahren, also 1941 gegründet worden war und im Hochsommer 45 die Macht übernommen hatte, im Jahre 46, bei den damaligen Wahlen, 230 von 300 Sitzen erhalten hatte;
- Ho Chi im gleichen Jahre die Unabhängigkeit des gesamten (also das heutige Nord- und Südvietnam ausmachenden) Staates im Rahmen der damals bestehenden »französischen Union« ausgehandelt hatte;
- die Franzosen dieses Abkommen noch im gleichen Jahre 46 gebrochen und Hanoi angegriffen hatten;
- Ho daraufhin zum Widerstand aufgerufen hat — in anderen Worten: daß die den Vietnamesen aufgezwungene »guerre sale«, die Selbstverteidigung der von Ho geführten und für ihre Mündigkeit kämpfenden (sich Viet Minh nennenden) Majorität der vietnamesischen Bevölkerung nunmehr dasjenige Alter erreicht hat, das, wenn es sich um weiße Individuen handelt, als das Alter der Mündigkeit gilt;
- daß andererseits Amerika Unmündige — und Unmündige nicht nur in diesem Alterssinne, sondern auch im moralischen Sinne — in dieses seit 21 Jahren seine Mündigkeit verteidigende Land einschleust und einfliegt, um durch Feuer und Schwert, bzw. durch Bomben und Napalm, jedenfalls durch Bekämpfung oder durch Liquidierung dieser für Mündigkeit Kämpfenden allen anderen, ebenfalls für Mündigkeit kämpfenden, Völkern zu beweisen, daß solche Versuche unter keinen Umständen lohnen können.

Was Mut ist

Im Jahre 1942 hatte der in Krakow damals amtierende Erzbischof Sapieha den ganz ungewöhnlichen Mut, dem Generalgouverneur Frank gegenüber Einspruch dagegen zu erheben, daß auch polnische Arbeiter bei der Liquidierung von Juden mitverwendet würden.*

* Leon Poliakov, »The Vatican and the Jewish Question«, Commentary, November 1950.

Nun weiß man also, worin das Unmoralische bestand. Nicht etwa in der Vernichtung der Millionen. Bewahre! Sondern darin, daß man *falsche Arbeitskräfte* dabei einsetzte.

Nahe

Als man Mitte Januar 1967 General Wheeler über die Zerstörung einer nordvietnamesischen Stadt befragte, antwortete dieser, die Trümmer hätten sich die Nordvietnamesen selbst zuzuschreiben. Wer hätte sie denn dazu gezwungen, ihre Fabriken und Industrieanlagen so nahe bei ihrer Stadt aufzubauen? Offensichtlich hätten sie das allein deshalb getan, um sich dadurch die Chance zu verschaffen, ihre Zivilbevölkerung als Geisel zu benutzen, also um dadurch die amerikanischen Bomberpiloten, die es ja wahrhaftig auf nichts anderes abgesehen hätten als auf die industriellen Anlagen, in den Augen der Welt zu Mördern zu machen, bzw. um diese daran zu hindern, die industriellen Anlagen zu zerstören. Die Nordvietnamesen sollten es sich nur nicht einreden, daß die Amerikaner so dumm seien, auf derartige »dirty tricks«* hereinzufallen.

Das ist nicht anders, als wenn sich ein Gewalttäter mit der Erklärung rechtfertigen würde, er habe es lediglich auf die Köpfe seiner Opfer abgesehen; wenn diese Opfer, entweder um ihm nachsagen zu können, er sei ein Mörder, oder um auf Nummer sicher zu gehen, sich ihre Köpfe direkt auf ihre Leiber stülpten und diese dadurch gefährdeten, so sei das wahrhaftig nicht seine Schuld; und auf solche »dirty tricks« könne er keine Rücksichten nehmen.

Nicht der Käufer, der Verkäufer ist schuldig

Nichts liegt mir ferner als ungeprüft zu behaupten, man habe in der arabisch-israelischen Krise unter allen Umständen den Israelis Recht zu geben. Ebenso unerlaubt ist es, jedes Argument, das die Freiheitsbewegung der Schwarzen in Amerika verwendet, für legitim zu halten. Aber so, wie die Abweisung der Ansprüche der farbigen

* schmutzige Tricks

Bevölkerung in Newsweek durchgeführt wird, so geht es erst recht nicht.* Denn dort wird die Parteinahme der ›black power‹-Neger gegen die ›beastlike whites‹** (diesen Ausdruck legt der Newsweek-Leitartikler Kenneth Crawford den Advokaten der ›black power‹ in den Mund) und die Solidarisierung mit den Arabern deshalb verhöhnt, weil die heutigen amerikanischen Neger die Ururenkel jener seien, die von den Arabern in die Sklaverei verkauft worden seien. Dieses Hohnmotiv ist in der Tat ›beastlike‹ unehrlich. Ich spreche gar nicht davon, daß viele Vorfahren heutiger amerikanischer Neger nicht von Arabern verkauft, sondern von Weißen direkt gejagt und gefangen und ›beastlike‹ nach Amerika verschifft worden waren. Denn selbst wenn das nicht der Fall gewesen wäre, selbst wenn die Araber die einzigen Sklavenlieferanten gewesen sein sollten — warum das die heutigen Araber in ihrer heutigen politischen Situation ins Unrecht setzen sollte, und warum die damaligen Sklavenverkäufer schlimmer und ›more beastlike‹ gewesen sein sollten als die damaligen Sklavenhändler, die ja die Urgroßväter der heutigen weißen Amerikaner gewesen waren, das bleibt schlechthin unbeantwortbar.

Nicht mehr lügen

Die Rolle von Sprache und Rede ist in dieser heutigen Situation rein taktisch geworden. Die Zahl derer, die Worte, Thesen oder Maximen deshalb äußern, weil sie damit wirklichen Überzeugungen Ausdruck zu geben wünschen, ist verschwindend klein geworden. So haben z. B. ›Habichte‹ in Situationen, in denen sie das für opportun hielten, so gegurrt, als wären sie Tauben; und umgekehrt Tauben so gekrächt, als wären sie Habichte. Und daran nimmt nicht nur niemand Anstoß, daran Anstoß zu nehmen, würde heute sogar als kindisch gelten, als Beweis von Unerfahrenheit. Es gibt gewisse Sätze, die, obwohl aus amtlichem Munde kommend, ohne weiteres von Kriegsdienstverweigerern übernommen, sogar von Verteidigern in Kriegsdienstverweigerungs-Prozessen (wie in denen gegen Mitchell oder gegen die Fort Hood Three) als Prinzipien verwendet werden könnten; und andere, die, obwohl von

* September 18, 1967

** bestialische Weiße

denselben Männern verkündet, geeignet wären, Eichmännern in Kriegsverbrecherprozessen als Rechtfertigungs-Argumente zu dienen.

›War will exist until that distant day when the conscientious objector enjoys the same reputation and prestige that the warrior does today.‹*

Von wem stammen diese Worte?

Von einem in Haft befindlichen ›conscientious objector‹? Von einem ›End the Draft‹**-Mitglied?

Nein. Aus dem Munde Kennedys.***

›One man alone within his conscience — whether in the laboratory or the study or on the street corner — is to be jealously guarded from the thousands who, believing him wrong, would deny his right to search and his right to speak the truth.‹****

Aus wessen Munde kommen diese Worte?

Aus dem Bertrand Russells?

Nein. Aus dem Johnsons. Denn so sprach er anlässlich einer Verteilung von Preisen an elf Naturwissenschaftler am 10. Februar 1966.

Überflüssig zu betonen, daß Johnsons schönes Credo noch ungleich abenteuerlicher ist als das Kennedys. Denn während dieser seinen Ausspruch vor seiner Präsidentschaft gemacht hat, und gewiß unter dem unmittelbaren Eindruck des Kriegsgrauens, sang Johnson sein Lob des einsamen Gewissens in derselben Zeit, in der er es sich angewöhnt hatte, kritische Zeitgenossen (z. B. solche, die es sich herausnahmen, dem Warren Report gegenüber skeptisch zu bleiben) zu diffamieren; genau gesagt: sogar in derselben Woche, in der er die Eskalation seines Angriffs auf Nordvietnam durchführte.

* Krieg wird es bis zu jenem fernen Tage geben, an dem der aus Gewissensgründen Kriegsdienst Verweigernde denselben Ruf genießt, den heute der Krieger genießt.

** ›Schluß mit der Einberufung‹ — so heißt eine der vielen Protestbewegungen, die während des Vietnamkrieges entstanden sind.

*** Schlesinger ›A Thousands Days‹, S. 88.

**** Ein Mann allein mit seinem Gewissen — gleich ob sich dieser in einem Laboratorium, in einer Gelehrtenstube, in einem Hörsaal oder an einer Straßenecke aufhalte — muß eifersüchtig vor jenen Tausenden beschützt werden, die ihm im Glauben, daß er Unrecht habe, sein Recht auf Untersuchung und auf das Aussprechen der Wahrheit absprechen möchten.

– Ob je zuvor ein Blutbad mit einem solchen Proömium garniert worden ist?

*

Nein, Konsistenz und Zusammenhang mit dem, was man gestern gesagt hat und was man morgen sagen wird, ist heute nicht mehr erforderlich. Heute beruft man sich auf dieses, morgen auf jenes Prinzip. Heute bedient man sich dieses Stils (oder des Stils dieses Sekretärs), morgen jenes Stils (oder des Stils jenes Sekretärs) – und aus diesen Splittern setzt sich dann dasjenige Konglomerat zusammen, das man dann eine »einmalige Persönlichkeit« nennt, also auch die Persönlichkeit dessen, der nicht nur über das Schicksal Vietnams zu entscheiden hat, sondern auch über das der heutigen Menschheit und selbst über das to be or not to be der noch Ungeborenen.

Vor fünfunddreißig Jahren, als der Nationalsozialismus seinen Triumphzug anzutreten begann, gab es noch – nein, natürlich keine dieses Namens würdige Philosophie, auf die er sich hätte berufen können, aber doch immerhin noch einen ernst, sogar verdammt ernst zu nehmenden, weil verdammt gefährlichen *Schein* von Philosophie, einen Schein, gegen den wir, da wir ihn identifizieren konnten, auch noch anrennen, mindestens anzurennen versuchen konnten. Möglich, daß auch die damalige Bekämpfung der ideologischen Fassade, da diese mit der realen Machtstruktur des Nationalsozialismus, mit dessen wirklichen Funktionen und Zielsetzungen nur wenig zu tun hatte, bereits eine Donquichotterie gewesen ist. Aber heute gibt es noch nicht einmal eine solche Fassade, noch nicht einmal eine konsistente und in sich gleichbleibende Lüge, gegen die wir anzurennen versuchen könnten. Das Bild dessen, was vor sich geht, wechselt von Tag zu Tag. Nicht nur entspricht es nicht der Wirklichkeit (das war auch damals nicht der Fall), es besteht auch noch nicht einmal mehr aus fabrikfertigen und von heute bis morgen stehenbleibenden Kulissen. Je nach Belieben wird heute dieser Text, morgen jener, der Presse übergeben, heute dieses Bild, morgen jenes, auf den Schirm des Millionenpublikums projiziert. Die Gefahr ist größer als je. Denn wem noch nicht einmal mehr ein bestimmter Feind, auf den er sich konzentrieren könnte, vergönnt ist, dessen Kampf- und Widerstandskraft muß endgültig versagen.

Noch nicht einmal scheinheilig

In seiner Fernsehrede, die er am 27. 7. 67 nach den Negerunruhen in Detroit hielt, meinte Präsident Johnson:

»Es gibt kein amerikanisches Recht, Gebäude in Brand zu stecken und von Hausdächern zu schießen. Das sind Verbrechen.« – Er hätte hinzufügen müssen: »es sei denn, Amerikaner täten das auf meine Anweisung in fremden Ländern. Dann sind nämlich umgekehrt diejenigen, die sich weigern, Gebäude in Brand zu stecken und von Hausdächern zu schießen, Verbrecher.«

»Wir können sie stoppen, wir müssen sie stoppen, wir werden sie stoppen«, fuhr er dann fort, von den unglücklicherweise statt in Vietnam in Amerika selbst aktiven Brandstiftern sprechend. Und es wäre durchaus begreiflich, wenn die Viet Congs diese siegesgewisse Maxime für Eigengebrauch übernehmen würden, etwa so, wie sie amerikanische Waffen für Eigenverbrauch, nämlich für direkte Verwendung gegen die Amerikaner zu übernehmen gewohnt sind. – Und ebenso akzeptabel für home consumption* dürfte für die Viet Congs wohl auch die folgende Mitteilung Johnsons sein:

»Wir haben eine Woche hinter uns, die keine Nation erleben sollte, eine Zeit der Gewalt und der Tragödie«. Freilich müßten die Vietnamesen das Wort »Woche« durch das etwas längere Wort »Jahrhundert« ersetzen.

*

Ich fürchte – und das ist das Schlimmste an der Sache – daß Präsident Johnson das, was er sagt, tatsächlich meint; daß er effektiv außerstande ist, von der Feuersbrunst in Haiphong zu dem Feuer in Detroit hinüberzudenken und das, was er von seinen lieben Negern in Asien tun läßt, mit dem zu vergleichen, was diese ohne seine Anweisung in Amerika tun – ungeachtet der Tatsache, daß es sich in beiden Fällen um Brandstiftung handelt. Keine Frage: Herrschen verhindert Denken und verschafft den so Behinderten sogar einen gewissen Heiligenschein von scheinheiliger Unschuld.

Nieder mit dieser Unschuld!

* Hausgebrauch

Nuancen

Völlig ungerecht und geschichtlich inkorrekt wäre es, anzunehmen, daß in den Liquidierungslagern Hitlers die Gleichmacherei bereits endgültig triumphiert habe, bzw. daß dort das Fingerspitzengefühl für Nuancen bereits völlig abgestorben gewesen sei. So stellte es sich z. B. durch eine Zeugenaussage im Wiener Prozeß gegen den KZ-Aufseher in Treblinka, Leopold Lanz, am 20. Oktober 1966 heraus, daß deutsche Juden, da diese ja schließlich aus einem technisch fortgeschrittenen Lande kamen, den Vorzug genossen, mit relativ fortschrittlichen Mitteln umgebracht, nämlich erschossen zu werden; während Polen, namentlich polnische Judenkinder, deren Umwelt ja ohnehin technisch noch obsolet gewesen war, der Reihe nach mit Holzknüppeln erschlagen wurden. Das Fingerspitzengefühl für das *sum cuique* war also durchaus noch nicht verschwunden. Die Frage, was einem polnischen Juden passiert wäre, wenn dieser, obwohl »keinen Schuß Pulver wert«, versucht hätte, sich als deutscher Jude zu tarnen, um der technischen Vorzugsbehandlung, die diese genossen, teilhaftig zu werden, diese Frage konnte in der Verhandlung nicht behandelt werden. Aber ich zweifle nicht, daß für diesen Unverschämten eine dritte Nuance des Umgebrachtwerdens erfunden worden wäre.

Die Nehmer

Wenige heutige Ausdrücke sind so rücksichtslos demaskierend wie der Ausdruck »Arbeitnehmer«. Er stammt natürlich von den *Arbeitgebern*. Und da Geben seliger ist denn Nehmen, fällt auf den, dem Ausdruck »Arbeitnehmer« entsprechenden Ausdruck »Arbeitgeber« sogar ein gewisser religiöser Schimmer. In meiner Jugend gab es nur *Arbeiter*. Die wußten, was sie gaben, wie sie sich ausgaben, und was ihnen genommen wurde. Und der Schlachtruf: »*Arbeitnehmer aller Länder, vereinigt Euch!*« wäre ungehört verhallt. Auch die Arbeiter hatten natürlich ans »Nehmen« gedacht, d. h. sie waren darauf bedacht, soviel Lohn zu kriegen wie möglich; und die sozialistischen unter ihnen auch darauf, sich die Produktionsmittel zu nehmen. Aber auf den Gedanken, sich die Arbeit, die sie ja (sofern sie nicht arbeitslos waren) ohnehin hatten, bzw. die sie hatte, zu nehmen, auf den Gedanken wäre natürlich keiner gekommen.

Heute dagegen empfinden sie ihre neue Firmierung, die ja durch die falsche Bezeichnung dessen, was es zu nehmen gilt, den totalen Verzicht auf das ehemalige Ziel besiegelt, als ehrenvoll. Offenbar haben sie auf Grund der neuen Etikette das stolze Gefühl, sich wirklich etwas genommen zu haben, und wirklich einen Gipfel erstiegen zu haben: nämlich den Gipfel der Sozialpartnerschaft. Daß es sich dabei um den kümmerlichen Gipfel des Godesberges handelt, und nicht um den Gipfel, den ihre Großväter vor hundert Jahren im Auge gehabt hatten, das spüren sie nicht nur nicht, das wollen sie auch nicht spüren.

It Never Occurred To Me

In einer Pressekonferenz am 11. September 1965 sprach Expräsident Eisenhower die folgenden Worte: »It never occurred to me that the United States should not use atomic weapons if they would best serve the interests of the country.* — dieses »it never occurred to me« (niemals ist mir der Gedanke gekommen) bezieht sich auf die am 4. September 1958 von Eisenhower und Dulles ins Auge gefaßte Verwendung von Atomwaffen, deren Einsatz die Chinesen davon abhalten sollte, eine »Invasionsaktion« gegen ihre eigenen Inseln Matsu und Quemoy durchzuführen.

»It never occurred to me« — dies aus dem Munde des Mannes, der damals über Sein oder Nichtsein zu entscheiden gehabt hatte, und dazu eines Biedermannes, der gewiß freundlicher gewesen war als diejenigen Männer in Washington, die heute über das »to be or not to be« zu entscheiden haben, und dazu zwanzig Jahre nach Hiroshima — wenn das nicht als Verzweiflungsgrund genügt, dann gibt es heute keine Verzweiflungsgründe.

Nothing To Hide**

In der gesamten Presse der Welt, vor allem aber in der der USA, erscheinen seit langem und immer wieder Photos, von denen jedermann im ersten Augenblick annehmen muß, daß sie hochmodern

* Niemals ist mir der Gedanke gekommen, daß die Vereinigten Staaten Atomwaffen nicht anwenden sollten, wenn sie den Interessen des Landes am besten dienen wollten

** Nichts zu verbergen

ausgerüstete Feuerwehrleute bei ihrer Arbeit darstellen. Jedenfalls halten die abgebildeten Männer ihre Schlauch-Geräte genau so wie Feuerwehrmänner ihre Schläuche halten; und auch sie spritzen etwas – was, das läßt sich nicht sofort erkennen – in brennende Häuser und in lodernde Dachstühle hinein, kurz: wenn uns diese Bilder mit größtem Vertrauen erfüllen, so ist das sehr begreiflich. Nur daß wir leider, wenn wir die erläuternde Bildunterschrift lesen, eines Besseren, bzw. eines sehr viel Schlechteren, belehrt werden: Nämlich, daß die abgebildeten Männer im Unterschied zu üblichen Feuerwehrleuten nicht *auf* Flammen zielen, sondern *mit* Flammen zielen, und daß sie auf die Häuser und die Menschen nicht deshalb zielen, weil sie diese zu erretten wünschen, sondern umgekehrt deshalb, weil sie sie einzuäschern wünschen. Eine »negative fire-brigade«* sind sie also.

*

›Ganz üble Fälschungen, Montagen, Retuschierungen und Verleumdungen‹, könnte man denken. Oder: ›Selbst wenn die Photos, und sogar deren Unterschriften, keine Fälschungen sein sollten – die abgebildeten Männer, die die traurige Pflicht auf sich genommen haben, eine so unerfreuliche und so leicht als Brandstiftung mißdeutbare Arbeit zu leisten, die werden schon wissen, warum sie das getan haben. Und selbst wenn sie sich über die Bewandnis ihres Tuns persönlich nicht ganz im klaren sein sollten, selbst dann wird die Sache schon in Ordnung sein, objektiv wird es schon seinen Grund, seinen sehr legitimen Grund haben, wenn sie damit betraut sind; vermutlich ist es eben ohne zu solchen Opfern bereite Männer nicht möglich, unsere freie Welt von Kommunismus-verseuchten Dörfern und Menschen zu befreien und zu reinigen. – Übel dagegen, ganz üble Kreaturen, müssen diejenigen sein, die ein Interesse daran haben und daran gehabt haben, Amerikaner in Uniform bei solchen leicht mißdeutbaren Arbeiten abzuphotographieren. Viet Congs vermutlich, die das hinterrücks getan haben, schon den Japanern und den Franzosen haben die ja ähnlich mitgespielt, diese Brüder kennt man ja, die sich aus blindem Haß auf die freie Welt darauf kaprizieren, das Land, in dem sie zufällig zur Welt gekom-

* negative Feuerwehr

men waren, von den 450 000 legitim nach Vietnam importierten Vertretern der freien Welt zu befreien. – Oder vielleicht sind die Photos von jenen Nordvietnamesen aufgenommen worden, die die bodenlose Frechheit hatten, sich heimlich in den Süden einzuschleusen. Wenn man dahinter nicht sogar Mitglieder des Russellschen Kriegsverbrechertribunals zu suchen hat, da diese ja bekanntlich und zugegebenermaßen nichts besseres zu tun wissen, als die freie Welt mit Wahrheiten zu beglücken, nach denen diese kein Bedürfnis gezeigt hatte – was letztlich natürlich auf Freiheitsberaubung herausläuft.«

*

Bedauere. Alles schief, alles falsch, schief und falsch von A bis Z. Gleich ob Bilder oder erläuternde Unterschriften, weder von Viet Congs stammen diese, noch von Nordvietnamesen, noch von unsereins. Sondern durchweg von Amerikanern.

Auch das wird man als Möglichkeit zugeben. ›Illoyale Bürger‹, wird man erklären, und ›Unamerican activities‹ hat es ja schließlich auch früher schon gegeben. Die Chance, daß irgendeine Kreatur der ›Civil Rights-Bewegung‹ oder der ›End the Draft-Gruppe‹ oder ein ›foolish member of a foolish committee‹* die Tatsache, daß heute die Vereinigten Staaten traurigerweise dazu gezwungen sind, täglich Tausende von Bürgern nach Vietnam zu fliegen, ausgenutzt hat, um sich, als Photograph oder Reporter getarnt, in den Feuerzauber des Dschungelkrieges unautorisiert einzuschleichen – diese Chance ist natürlich nicht aus der Welt zu schaffen.«

Bedauere noch einmal. Alles schief, alles falsch, schief und falsch von A bis Z. Denn die Bilder sind nicht hinterrücks aufgenommen worden, sondern in aller Offenheit von ganz normalen und amtlich akkreditierten Pressephotographen.

› . . . und von diesen heimtückisch an die Viet Cong oder an eine nordvietnamesische oder sowjetrussische oder chinesische Agentur für gutes Geld verkauft worden.«

Bedauere zum letzten Mal. Verkauft worden ist dieses Bildmaterial nämlich auf Grund fester Verträge an amerikanische Agenturen, an sehr große sogar und an zu Hause und international angesehene. Und diese haben das Material an amerikanische Zeitungen ver-

* irgendein törichtes Mitglied eines törichtes Komitees

kauft, und ebenfalls an sehr große und zu Hause und international angesehene, und in diesen sind die angeblich anstößigen Textierungen dann vorgenommen worden. Sofern es aber wirklich zutreffen sollte, daß diese Bilder auch in Nordvietnam oder in China oder in Sowjetrußland bekannt gemacht worden sind, so allein deshalb, weil diese zuvor in amerikanischen Blättern erschienen waren, weil sich also die Nordvietnamesen und die Chinesen und die Sowjetrussen haben bedienen können. Kurz: alles hat sich völlig offen und ohne jede Heimtücke abgespielt. Denn nichts gilt heute genereller und unbestreitbarer als jene Maxime, die Präsident Eisenhower einmal geprägt hat (wenn ich nicht irre, anlässlich der TV-Sendung über eines seiner Unterleibsorgane, an dem er sich hatte operieren lassen, und das er keinem seiner zweihundert Millionen Mitbürger hatte mißgönnen wollen), und wie es auch in dem berühmten Reklametext einer großen Bug-Firma heißt: denn nichts gilt heute genereller und unbestreitbarer als die Maxime: *„We have nothing to hide.“*

Nur

Im Wiener Prozeß gegen die Brüder Mauer wurde am 21. Oktober eine gewisse Frage ventiliert – und die Tatsache, daß diese gewisse Frage so ventiliert wurde, als wenn von deren Beantwortung das Urteil über das Ausmaß der Schuld oder Unschuld mitabhängen könnte, ist fast noch haarsträubender als das, was da zur Debatte stand. Nach einer Zeugenaussage behauptete nämlich einer der zwei Angeklagten, daß das Menschenblut, das man (vermutlich weil man im Kriege keine Gottesgabe hatte vergeuden dürfen) nach der Erschießung von Juden bei der Rudolfsmühle von Stanislau in einem Fasse gesammelt habe, nicht als Schweinefutter verwendet habe, sondern nur als Düngemittel. Nur. Aus unbegreiflichen Gründen unterstellte er es als selbstverständlich, daß die Antwort ›Düngemittel‹ weniger belastend sei als die Antwort ›Schweinefutter‹, so als wenn Rettiche, die aus Judenblut aufblühen, harmloser wären als Speckseiten von Schweinen, die Judenblut gesoffen haben. Wenn er für die Version ›Düngemittel‹ kämpfte, so wohl nicht nur deshalb, weil er damit versuchte, die Geschworenen zu desorientieren, sondern wohl auch deshalb, weil er hoffte, daß die Entscheidung für

die Version ›Düngemittel‹ wieder einmal beweisen würde, wie skandalös gewissenlos die Vorwürfe sind, die man gegen Massenmörder zu erheben wagt.

Nur monströs

Examensfragen für die Kinder unserer Kindeskinde im Jahre 2000: ›Durch welche Beiträge zur Dezimierung welchen Volkes hat sich Südvietnam schließlich doch erholt?‹

Wenn eine so verursachte Erholung einträte, so wäre das, wie absurd das auch klingen mag, nur monströs, nicht dagegen absurd. Schließlich hat sich Hiroshima dadurch erholt, daß es Materialien und Geräte erzeugte, die die Amerikaner im Koreakrieg benötigten. Und jene Südkoreaner, die den Amerikanern Materialien verkaufen, die diese zur Verwüstung Vietnams benötigen, haben es ebenfalls zu neuer Blüte gebracht.*

›Chain effects‹ gibt es nicht etwa nur in der physischen Welt. Und die Kette der Demoralisierungen, die hier sichtbar wird, die ist gewiß nicht weniger entsetzlich als die bekanntere Kette der nuklearen Reaktionen.

Offener Brief

State Department, Secretary of State

4. Februar 1966

Mr. Dean Rusk, Washington, D.C.

Sehr geehrter Herr Minister!

Wir Europäer haben soeben erfahren, daß drei amerikanische Pässe (die natürlich, wie alle ihrer Art, Ihre Signatur und das Siegel des State Department tragen), von den amerikanischen Behörden eingezogen worden sind. Und zwar mit der Begründung, daß die Eigentümer dieser Pässe ein amerikanisches Gesetz übertreten hätten, jenes Gesetz, das es amerikanischen Bürgern untersagt, in die nördliche, die ›kommunistisch kontrollierte Region von Vietnam‹, einzureisen.

Da Sie davon überzeugt sind, daß dieses Gesetz zu Recht besteht, und daß dessen Verletzung Strafe verdient – der auf S. 4 der Pässe gedruckte Text bezeugt das ja – möchten wir Ihre Aufmerksamkeit

* Siehe: Elmar Altvater, Vietnam und die Wirtschaft, ›Atomzeitalter‹, Juni 1966

auf eine Tatsache lenken, die Ihnen bei der Fülle der Pflichten, die Sie zu erledigen haben, vielleicht entgangen ist: auf die Tatsache nämlich, daß die Zahl derartiger Gesetzesübertretungen viel größer ist, als Sie zu argwöhnen scheinen.

In der Tat hatten schon hunderte solcher Gesetzesverletzungen lange, ehe die drei oben genannten Männer in flagranti ertappt wurden, stattgefunden; solche Übertretungen finden täglich, auch jetzt in diesem Augenblick, statt; und wir dürfen die Prognose wagen, daß sie auch morgen und übermorgen regelmäßig stattfinden werden.

Natürlich ist es niemals nobel, seine Mitmenschen zu denunzieren. Aber leider gibt es zuweilen doch Situationen, in denen die Überwindung der Denunziationshemmung moralisch erlaubt, wenn nicht sogar geboten ist; und — kein Zweifel — hier liegt ein solcher Ausnahmefall vor.

Denn es gibt Hunderte von amerikanischen Bürgern, durchweg Angehörige der Luftwaffe Ihres Landes, die es sich geradezu zur Angewohnheit gemacht haben, die Grenze zwischen Nord- und Süd-Vietnam bzw. zwischen dem südvietnamesischen und dem nordvietnamesischen Luftraum als Luft zu behandeln, obwohl die Überschreitung dieser Grenze, wenn wir den von Ihnen signierten Pässen trauen dürfen, allen amerikanischen Bürgern untersagt ist und Bestrafung unter allen Umständen nach sich zieht.

Und wenn es damit noch sein Bewenden hätte. Aber die Sache ist weit schlimmer. Denn während die drei unterdessen bestraften Gesetzesübertreter: der Universitätsprofessor, der Student und der Publizist, die Grenze deshalb überschritten hatten, weil sie gehofft hatten, damit der Menschheit den Schritt über die Grenze, die uns vom Frieden trennt, zu erleichtern, betreiben jene anderen Gesetzesübertreter, deren Existenz Ihnen entgangen zu sein scheint, ihre Tätigkeit aus ganz verächtlichen Gründen; nämlich einfach deshalb, weil sie blind und Eichmannhaft Befehle ihrer Auftraggeber ausführen; und zwar die Befehle, jenseits der Grenze Verbrechen zu begehen, z. B. dort lebende Menschen oder Menschengruppen oder sogar — glauben Sie mir: ich übertreibe nicht — deren Eigentum zu zerstören. Nun, wer das tut, der zerstört dadurch unvermeidlicherweise noch etwas Drittes: nämlich das Prestige der Vereinigten Staaten. Und damit wird die Lage ja wirklich ernst, und namentlich für Sie.

Denn es ist ja einfach unvorstellbar, daß dieser zusätzliche Effekt mit den Zielen Ihrer Außenpolitik, namentlich mit Ihrem Hauptziel: die ganze Welt vor Verbrechen und Verbrechern zu bewahren, im Einklang stehe. Aus diesem Grunde, also um die Reputation Ihres Landes vor dem Ruin zu bewahren, haben wir es uns erlaubt, Sie auf die Tätigkeit dieser fliegenden Verbrecher und deren Auftraggeber aufmerksam zu machen.

Sie werden gewiß begreifen, sehr verehrter Herr Minister, was diejenigen Ihrer Zeitgenossen, die das Ideal der amerikanischen Gerechtigkeit noch ernstnehmen, nun von Ihnen erwarten: Wir hoffen, daß durch Ihre Veranlassung jene Hunderte von Gesetzesübertretern, auf deren Treiben wir Sie aufmerksam gemacht haben, mit der gleichen Strenge bestraft werden werden, mit der die drei für den Frieden arbeitenden Gesetzesbrecher bestraft worden sind.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Günther Anders

*Only Abroad**

In Vietnam verfügen die coloured GIs über Vernichtungsmittel im Werte von Milliarden. Ihr Recht, Städte, Dörfer, Felder, Wälder und Menschen zu zerstören, ist nicht geringer als das ihrer weißen Kameraden, und die ›chumminess‹** zwischen Schwarzen und Weißen hat wohl noch niemals einen so hohen Grad von Stallwärme erreicht wie die, die sich nun zwischen diesen armen Jungens entwickelt hat, die dazu verurteilt sind, im fernen Lande zusammen zu töten oder zu sterben. Genau genommen, ist das Recht auf Zerstörung, das die Schwarzen in Vietnam genießen, sogar noch größer als das ihrer weißen Kameraden, denn prozentual ist ja die Zahl der Farbigen, die zur Tötung der Vietnamesen zugelassen werden, sehr viel größer als die der Weißen. Offenbar gilt: „Freedom begins Abroad“***. Und zwar als ›Freedom to Kill and to Die‹. **** Außerdem gilt freilich, daß diese Freiheit *nur* abroad zugestanden wird. Und *nur* als Freiheit des Tötens und des Sterbens. Denn von

* Nur im Ausland

** Kameradschaftlichkeit

*** Freiheit beginnt außerhalb der Landesgrenzen

**** Freiheit zu töten und zu sterben

einer Freiheit der Neger dort, wo sie ihre Ausrottungsfreiheit nicht genießen, also zu Hause, kann ja kaum die Rede sein.

Bekanntlich hat Bob Hope die Zerbombung von Dörfern und Städten in Vietnam als das schönste ›slum-clearing-project*‹, das es dort je gegeben habe, bezeichnet. — An der Durchführung dieses großzügigen Programms dürfen die farbigen GIs also nach Herzenslust teilnehmen. Aber das bedeutet nicht etwa, daß diejenigen unter ihnen, die das Glück haben, lebendigen Leibes von dieser clearing-Arbeit heimzukehren, auch ein Recht darauf hätten, zu Hause die ›clearance‹, d. h. die Sanierungsarbeit, fortzusetzen, also z. B. ihre rat-infested** slums zu sanieren, oder daß es ihnen gar vergönnt sei, als Belohnung für ihren Kriegsdienst in Asien ihre heimatlichen slums in bereits saniertem Zustande vorzufinden. Davon kann keine Rede sein. So ist ihnen z. B. der im Vergleich zu den Kriegskosten geradezu mikroskopische Betrag von 40 Millionen Dollar, den, um die Rattenplage in den Neger-slums zu bekämpfen, Präsident Johnson vom Kongreß erbeten hatte, im Juli 67 von den Abgeordneten verweigert worden.

Niemals hätte ich es mir vorstellen können, daß irgendeine Person oder Organisation mich dazu würde bringen können, Johnsons unermeßliche Güte zu preisen. Dem Kongreß ist das gelungen.

Panik

Die Offensive des Viet Cong, dieser atemberaubende Gegenangriff, zu dem sich nach Jahrzehnten blutiger Repressalien das vietnamesische Volk hat aufraffen können, sei, so behauptete Anfang Februar 68 der amerikanische Außenminister Rusk, nichts anderes als die Trotzreaktion auf die amerikanischen Friedenssondierungen. Eine Reaktion, die um so skandalöser sei, als sich ja die Amerikaner gerade wieder einmal (schwer abzuzählen, zum wievielten Male) einer von ihrem guten Willen Zeugnis ablegenden Zurückhaltung befleißigt hätten, einer Zurückhaltung, die den Zielen der Armed Forces durchaus nicht dienlich gewesen sei; aber was tut's, welche Opfer bringt man nicht für die Humanität — womit Mr. Rusk natürlich

* Slum-Sanierungs-Projekt

** von Ratten verpestet

darauf anspielt, daß die von der amerikanischen Luftwaffe auf Hai-phong und Hanoi abgeworfenen Bombenteppiche eine Woche lang um eine Spur weniger dicht gewesen seien als die üblichen und nun schon wieder abgeworfenen, und daß die Kommunisten für diese unmißverständliche Geste der Humanität nicht etwa Dankbarkeit bezeugt, sondern umgekehrt sogar mit Trotz und mit Frechheit reagiert hätten. — Horcht man in Mr. Rusks Worte gut hinein, dann glaubt man die Schimpfkanonade eines vulgären Dorflehrers zu hören: immer müßten die Rotzbuben das letzte Wort behalten, und selbst ihm gegenüber, und selbst dann noch, wenn er sich (was er doch wahrhaftig gar nicht nötig habe) dazu bequeme, seinen guten Willen denen gegenüber zu beweisen, die das weiß Gott nicht verdient hätten. Da könnte man eben wieder einmal sehen, wie wenig diejenigen menschlichen Maßnahmen und Mittel, deren Bewandnis von Nichtkommunisten sofort begriffen wurde, fruchten, wenn man Kommunisten gegenüberstehe — kurz: Rusk ist außerstande, es sich vorzustellen, daß der Widerstand und die Gegenoffensive eines Volkes, das Jahrzehnte lang vergewaltigt worden war: erst durch die Franzosen, dann durch die Japaner, dann abermals durch die Franzosen und schließlich seit Jahr und Tag durch seine Leute: die Amerikaner — daß der Widerstand und die Gegenoffensive eines solchen Volkes durch etwas anderes motiviert sein könnte, als durch Frechheit.

Nun, wie bedauernswert solch ein Fall von moralischer Borniertheit auch sein mag — bornierte Individuen hat es schließlich immer gegeben. Grund zur Panik haben wir erst dann, wenn es uns klar wird, daß es weit und breit nichts als solche Rusks zu geben scheint; und daran ist Zweifel wohl kaum möglich. Denn wie wäre es sonst zu erklären, daß der Unsinn, der aus dem Munde dieses einen, wirklich ›Rusk‹ heißenden, bornierten Rusk quillt, von Millionen und Abermillionen von Zeitgenossen widerspruchslos akzeptiert wird, daß es unter diesen Abermillionen kaum einen einzigen gibt, den die Tatsache, daß die Weltpolitik in den Händen derart inferiorer Subjekte liegt, in Panik versetzt. Was erreichen wir schon durch Bekämpfung des *einen* Rusk, wenn sich alle möglichen Rusk-Stellvertreter und -Nachfolger von demjenigen, der als wirklicher Rusk heute zufällig in Washington sitzt, überhaupt nicht unterscheiden, und wenn sie alle: sowohl er persönlich wie seine Vertreter und seine Nachfolger, auf Abermillionen von Rusks rechnen können,

und auf Rusks nicht nur im eigenen Lande, sondern überall, z. B. auch hier in Österreich, z. B. hier in der Redaktion der ›Presse‹, auf Rusks, die es als ihren ehrlichen Beruf ansehen, Rusks Stupiditäten nachzuplappern, und die, wenn sie das redlich und redselig tun, überzeugt davon sind, nicht Redensarten zu wiederholen, sondern Argumente?

Lob der Plumpheit

›Deine politische Theorie‹, meinte B., ›ist viel zu einfach. So grob und so dumm ist die Wirklichkeit nicht.‹

›Vielleicht‹, erwiderte A., ›hast du eine falsche Theorie.‹

›Worüber?‹

›Über die Kompliziertheit und Subtilität der politischen Wirklichkeit. Vielleicht ist diese gar nicht so kompliziert. Vielleicht sind ihr die groben Begriffe, mit denen Grobe sie zu fassen suchen, angemessener als die feinen Begriffsnetze, in denen du sie zu fangen wünschst. Vielleicht mißdeutest du diese Wirklichkeit gerade dadurch, daß du sie in einem zu komplizierten und zu subtilen Schema darstellst, kurz: vielleicht verfehlst du die Wahrheit dadurch, daß du zu fein bist und zu höflich, um zuzugeben, wie plump sie ist.‹

Plural und Singular

Vietnams, im Plural, nämlich virtuelle Vietnams, gibt es nicht nur dort, wo Vietnam liegt. Ebenso wenig, wie es Hiroshimas, nämlich virtuelle Hiroshimas, nur dort gibt, wo das wirkliche Hiroshima liegt.

Freilich wäre es respektlos gegenüber dem wirklichen Vietnam, demjenigen Vietnam, das jetzt, da ich diese Worte niederschreibe, in Flammen steht, und das sich in diesem Augenblicke gegen den imperialistischen Angriff zurückangreifend verteidigt, gegenüber diesem brennenden Lande Vietnam zu behaupten, daß es auch für uns, nicht anders als für Mr. Rusk, nur einen Modell-, Test- und Illustrationsfall darstelle. Die sich heute, in diesem Augenblicke, in Hué verteidigen oder die jetzt an Napalm zugrundegehen, die sterben nicht nur als Modelle oder als Illustrationen. Sondern wirklich. Aber die Überlegungen, die wir hier anstellen, die handeln nicht nur

von den Opfern, sondern auch von der Mentalität der Angreifer. Der Angreifer, die zwar in diesem Augenblicke Vietnam verwüsten, die morgen aber dieses oder jenes Land in eines der vielen möglichen ›Vietnams‹ verwandeln können. Und *die Mentalität dieser Angreifer ist das Thema, das im Singular bleibt*. Wie viele Vietnams es auch in der Zukunft geben wird – unter dem Titel ›Visit Beautiful America‹ werden unsere Feststellungen, die, was Saigon und Hanoi betrifft, morgen vielleicht schon veraltet sein können, morgen und übermorgen noch genau so aktuell sein wie heute, Leider. Nichts wäre uns lieber als wenn alle hier gemachten Feststellungen morgen bereits veraltet wären.

Politik ohne Bart

Jetzt wissen wir also, mit Hilfe welcher Qualitäten Männer in heutigen Demokratien ihren Wettkampf antreten. In Newsweek vom 26. Dezember 1966 können wir das nachlesen. Ganz ungeniert erklären dort nämlich die Hintermänner Nixons, die Chancen ihres Idols, bzw. ihres Werbeprodukts, würden durch die Tatsache, daß im nächsten Jahre die vorsintflutliche Schwarzweiß-Phase des Fernsehens überwunden sein würde, d. h. daß jede zweite amerikanische Familie einen Farbfernseh-Apparat besitzen würde, ungleich besser sein als heutzutage. Und zwar aus folgendem Grunde: Nixon habe ja einen starken Bartwuchs, der im heutigen Schwarzweiß-Fernsehen leider deutlich erkennbar bleibe. Leider: Denn starker Bartwuchs entspreche ja nicht dem rassischen Idealbild der Amerikaner, vielmehr errege der dunkle Schatten die anti-puritanischen Assoziationen ›Italiener‹, ›Balkanese‹, ›Jude‹ oder gar ›Hairy ape*‹. Diese Assoziationen würden sich nun, wenn das Farbfernsehen erst einmal allgemein eingeführt sein würde, nicht mehr einstellen. Denn im Farbfernsehen verschwinde der dunkle Schatten beinahe restlos. – Das heißt: Nicht nur auf das Gesicht des Kandidaten spekuliert man heute – was ja schon schlimm genug ist, wenn es sich um die Wahl eines kompetenten Politikers handelt; auch nicht nur – was ja noch schlimmer ist – auf die millionenfache Verbreitung des Aus-

* ›Haariger Affe‹ – ressentimentgeladener Ausdruck gegen stark und dunkel behaarte südliche Minoritäten.

sehens; sondern nun sogar — was am schlimmsten ist — auf dasjenige, was ausschließlich auf Grund eines technischen Zufalls, also ohne jedes Verdienst der propagierten Person, im vervielfältigten Bilde *nicht* aufscheinen wird. Von der blöden Tatsache, daß im Farbfernsehen Bartwuchs so gut wie unsichtbar bleibt, wird also die politische Entscheidung, die in den Vereinigten Staaten getroffen werden wird, abhängen. Und damit auch das Schicksal der Welt. Gute Nacht!

Über das Protestieren

Es gibt Veranstaltungen und Kundgebungen, die in die Irre führen, obwohl das in ihnen Kundgegebene wahr sein mag. Das ist dann der Fall, wenn diese unser Ohr verstopfen, uns nämlich so taub machen, daß wir unfähig werden, die noch wichtigeren Wahrheiten zu vernehmen und aufzufassen. Zuweilen ist solche Irreführung nicht nur der zufällige und bedauerliche Nebeneffekt der Kundgebungen von Wahrheiten, sondern deren beabsichtigter Haupteffekt. Daß man den Sieg der Wahrheit mit Hilfe kleinerer Wahrheiten sabotieren kann, das hat sich unter den Taktikern von heute längst herumgesprochen.

Vor einigen Tagen bin ich darum gebeten worden, meiner Empörung über den sowjetrussischen Prozeß gegen die Autoren Daniel und Sinjowski in einem Protest-Aufruf Ausdruck zu verleihen. Überflüssig zu betonen, daß auch ich der unmenschlichen und auch unmenschlich törichtesten Bestrafung der zwei Kollegen fassungslos gegenüberstehe. Trotzdem habe ich mich dem Protest nicht angeschlossen. Warum nicht?

Weil dieser Protest von dem wahren Skandal von heute: von dem amerikanischen Genocid in Vietnam ablenkt. Ob die Initiatoren des Protestes, die sich an mich wandten, darauf abgezielt hatten, das weiß ich nicht. In dubio pro reo. Aber es kommt nicht allein auf das Motiv eines Protestes an, sondern auch auf dessen wahrscheinlichen Effekt. Und der Effekt dieses Protestes wird wahrscheinlich darin bestehen, daß er von Vietnam ablenkt.

Etwas anderes wäre es, wenn ich seit dem Tage, an dem die Amerikaner ihren blutigen Angriff auf Vietnam begannen, täglich die Gelegenheit gehabt hätte, von früh bis spät öffentlich zu protestieren. Hätte ich diese Chance gehabt, dann hätte ich mich viel-

leicht auch diesem Protest gegen Sowjetrußland anschließen dürfen, sogar anschließen müssen. Aber die Chance, gegen die Vietnampolitik zu protestieren, hatte ich nur ein einziges Mal. Und ein einziges Mal gegen die tägliche und systematische und von Spezialisten durchgeführte Verwüstung und Folterung eines Volkes zu protestieren, und ein einziges Mal gegen die Sowjetjustiz, weil diese zwei meiner Kollegen grausam abgeurteilt hat — das würde auf eine totale Verfälschung der heutigen Weltlage und auf eine totale Verzerrung aller moralischen Proportionen herauslaufen. Die Verunrechtung der zwei zu jahrelangem Arbeitslager Verurteilten ist furchtbar. Aber nicht annähernd so furchtbar wie die tägliche Ermordung von Abertausenden in Vietnam, denn die in der Sowjetunion Bestraften bleiben am Leben, es ist noch möglich, sie zu begnadigen oder zu rehabilitieren, während die Leichname in Vietnam nicht zum Leben zurückgeweckt werden können, und die Herstellung von Leichnamen systematisch und programmatisch weitergeht. Nichts wäre unfaire, nichts scheinheiliger als die Beteuerung, man müsse aus Fairneß gegen Unrecht auf beiden Seiten gleichermaßen protestieren. Klingt wunderschön. Und wäre völlig in der Ordnung, wenn es sich um gleiches Unrecht handeln würde. Wenn z. B. die Sowjetunion kontinuierlich Venezuela bebomben würde und mit Spezialtruppen die Bevölkerung Venezuelas foltern und umbringen ließe. Wovon glücklicherweise keine Rede sein kann. Umgekehrt wird *der falsche Schein der Gleichheit allein dadurch produziert, daß man mit gleicher Vehemenz nach beiden Seiten hin protestiert.*

Dazu kommt etwas Psychologisches. Seit dem Tage, an dem es uns klar wurde, daß mit dem systematischen Genocid in Vietnam zu rechnen sein würde, seit jenem Tage ist meine Empörungskraft so voll »besetzt«, daß ich mich außerstande fühle, daneben noch Empörungen über andere Sujets zu kultivieren. Womit ich aber nicht etwa meine Inferiorität anmelden und behaupten will, daß meine Empörungskraft geringer sei als die meiner Zeitgenossen, z. B. derer, die mich zur Teilnahme an ihrem Protest aufgefordert haben. Umgekehrt bin ich sogar überzeugt davon, daß dasjenige, was man mir als »schriftstellerische Begabung« zubilligt, eigentlich nichts anderes ist als eine Manifestation meiner Empörung; und daß ich heftiger, ausdauernder und geübter empört bin als die meisten. Trotzdem gebe ich es zu, oder richtiger: deshalb kann ich es mir leisten, zu-

zugeben, daß meine Empörungskraft nicht über unbegrenzte Reserven verfügt, daß sie nicht dazu ausreicht, um neben meiner täglichen Indignation über den Völkermord in Asien auch noch eine Sonder-Indignation über die unmenschliche Behandlung meiner zwei Kollegen in Sowjetrußland in Gang zu setzen. Womit ich nicht nur indirekt andeute, sondern ganz ausdrücklich erkläre: wer mir heute, da der Geruch von Napalm, verkohlten Feldern und brennendem Menschenfleisch die Welt verpestet, wer mir heute mit der Beteuerung kommt, daß er vor Empörung über die zwei verunrechteten Autoren in Rußland in Weißglut gerate, dem nehme ich diese Beteuerung nur mit äußerster Skepsis ab.

Den zwei in Sowjetrußland ist schlimmes Unrecht angetan worden. Dieses Unrecht und die Möglichkeit der Wiederholung solchen Unrechts muß aus der Welt geschafft werden. Aber diese Forderung darf nur von denen ausgesprochen werden, die dieses Unrecht vor die Folie des tausendfach größeren Verbrechens stellen, das auch jetzt, da ich diese Zeilen schreibe, blutig und brandig gen Himmel stinkt.

Pyrrhussieg

Es gibt heute Geräte — nennen wir sie ›Typ D-Geräte‹ — deren Bewandnis darin besteht, die Wirksamkeit von Geräten — nennen wir diese ›Typ C-Geräte‹ — auszulöschen, weil die Bewandnis dieser ›C-Geräte‹ darin besteht, die Wirksamkeit von ›Typ B-Geräten‹ auszulöschen, weil deren Bewandnis darin besteht, die Wirksamkeit von ›Typ A-Geräten‹ (die z. B. Wasserstoffbomben tragende Raketen wären), auszulöschen. Die Eskalation der heutigen Waffen ist nicht etwa nur quantitativer Art; vielmehr ist es der Zweck jeder neuen Waffengattung, die Waffengattung des Gegners als solche sinnlos, bzw. die Herstellung einer neuen Waffengattung erforderlich zu machen. Die Sowjetrussen haben auf die Gefahr eines atomaren Raketenangriffs mit einem ›Anti-ballistic-missile-system‹ antworten müssen. Auf dieses System haben die Amerikaner wiederum mit einem neuen System reagiert. Sofern nicht ein Kurzschluß katastrophenhaft dazwischenschlägt, könnte diese Entwicklung ad infinitum, in unendlicher Iteration, weitergehen, die gegnerischen Mächte würden es dann einander verdanken, wenn ihre Produktion pausenlos in Gang bliebe. Dem kapitalistischen System ist diese

Entwicklung nur willkommen. Ob die Produzenten darauf hoffen, ihre immer wieder neuen (die Wirksamkeit der letzten gegnerischen Geräte neutralisierenden) Geräte wirklich, d. h.: in einem Kriege, einzusetzen, das bleibe dahingestellt. Auf jeden Fall hoffen sie auf Antworten von drüben, denn auf diese sind sie angewiesen, weil ihre eigenen Produktionen in der Beantwortung dieser Antworten bestehen. Ihr Gebet könnte lauten: *Unsern täglich Feind gib uns heute.* —

Nun, gegen diesen unendlichen Iterationsprozeß wäre gewissermaßen nichts einzuwenden, wenn es sich um zwei Mächte gleicher Art, also um zwei kapitalistische Kolosse, handelte, die durch ihre Gegnerschaft ihre industrielle Kapazität in die Höhe reizen würden. Unseligerweise ist das aber nicht der Fall, denn auf der einen Seite steht die kapitalistische Industrie, auf der anderen die sozialistische, die sich von sich aus sehr viel lieber auf die Erzeugung von Produkten anderer Art konzentrieren würde; sich aber, um kein tödliches Risiko zu laufen, dazu genötigt sieht, das seinem kapitalistischen Gegner so viel Vergnügen und so viel Profit verschaffende Spiel mitzuspielen. Die Tatsache, daß sozialistische und kapitalistische Großmächte in einer einzigen Welt, und zwar als Gegner, zusammen existieren, fördert ein kapitalistisches Prinzip: nämlich das der Konkurrenz. Und diese Tatsache stellt als solche so etwas wie eine Niederlage des Sozialismus dar. Das würde selbst dann gelten, wenn die sozialistischen Staaten (was ja nicht undenkbar ist), diesen Konkurrenzkampf gewinnen würden — eine Niederlage wäre ihr Sieg dann deshalb, weil sie ja nicht denjenigen Zustand gewinnen würden, auf den sie beim Aufbau des Sozialismus abgezielt hatten, sondern eben nur den — Wettbewerb.

Rationalisierung

›... ferner wurde auf Anraten der Finanzexperten in dem Kulturabkommen beschlossen, die zahlreichen folkloristischen Tanzgruppen, die in den letzten Jahren zwecks Völkerverständigung und kultureller Annäherung aus dem Westen in den Osten, und aus dem Osten in den Westen zu reisen pflegten, durch eine einzige internationale folkloristische Gruppe zu ersetzen, durch eine Gruppe, die im Osten als westliche, und im Westen als östliche aufzutreten

habe. So wenig bei der völligen Gleichheit der Tanzschritte und der Originalkostüme mehr als eine einzige Tanzgruppe vonnöten sei, so wenig sei mehr als ein Orchester erforderlich, und selbst die Musikstücke könnten ohne wesentlichen Verlust auf ein einziges reduziert werden, da die Wiederholung leerer Quinten auf Gitarren unter allen Umständen den ganz spezifischen Nationalcharakter jedes Landes jedem Lande nahezubringen imstande sei.«

Die Regel und die Ausnahme

»Dies ist die Ausnahme, die die Regel bestätigt.«

Es gibt, so scheint mir, kaum eine Redensart, die gefährlicher und weniger akzeptabel wäre, und vor der eindringlicher gewarnt werden müßte als diese. Um so bedauerlicher, daß sich vor kurzem einer der höchsten offiziellen Sprecher Österreichs im Fernsehen dieser Redensart bedient hat. Was er damit sagen wollte, war, daß die Erschlagung des ehemaligen Widerständlers Kirchweger nicht, namentlich vom Ausland nicht, als charakteristisch für die Mentalität und die Gesinnung der österreichischen Bevölkerung betrachtet werden dürfte. Dazu ist zu bemerken:

1. Wenn man die Erschlagung eines Menschen, in diesem Falle eines Anti-Faschisten oder eines Juden, als »die Ausnahme von der Regel« apostrophiert, dann verwandelt man damit, natürlich unabsichtlich und indirekt, die Untat in etwas Belangloses, wenn nicht sogar in etwas Erfreuliches: nämlich in den Beweis dafür, daß in der Bevölkerung Menschenliebe, Toleranz oder gar Philosemitismus als Regel vorherrsche. *Vergossenes Blut wird dann also als Zeugnis von Unschuld verwendet* — und solche Verwendung, so scheint mir, dürfte unter keinen Umständen stattfinden. — Dazu kommt, daß von keinem Mord gesagt werden sollte, er sei nur *ein* Mord. Tut man das, und kombiniert man diese Aussage mit unserer Redensart, dann gerät man nämlich in die Gefahr, anlässlich eines zweiten Mordes zu argumentieren, es handle sich ja nur um zwei Ausnahmen von der Regel; und dieses Argument könnte dann dahin mißverstanden werden, daß die zwei Ausnahmen die Regel doppelt bestätigten — es ist nicht abzusehen, wie weit die Ausnahmen dann gehen dürfen, ohne die Regel zu gefährden. Zum Schluß könnte dann ja ein großzügiger Diaboliker argumentieren, auch Auschwitz sei, da

es ja ebenfalls nur ein einziges Mal stattgefunden habe, nur eine Ausnahme gewesen, und bestätige deshalb die Regel, etwa die Humanitätsregel des Abendlandes.

Nein, so geht das nicht. Gilt nicht vielmehr die Regel, daß die Geschichte ausschließlich aus Ausnahmen besteht? Und gilt nicht auch die zweite Regel, daß die Geschichte es liebt, sich für diejenigen Greuel, die sie regelmäßig verübt oder regelmäßig durchgehen läßt, dadurch Rechtfertigung, mindestens Entschuldigung zu verschaffen, daß sie diese als »Ausnahmen« präsentiert? Auch aus diesem Grunde sollte also die Verwendung des »Ausnahme-Regel-Arguments« tabu bleiben. Was in unserem aktuellen Falle um so mehr gilt, als ja 2. die Beteuerung, der Fall Kirchweger sei einmalig gewesen, nur cum grano salis zutrifft. Zwar ist es wahr, daß, ehe der alte Kirchweger in der Demonstration gegen den anti-semitischen Professor Borodajkewycz erschlagen wurde, kein Anti-Faschist oder Jude einem Nazi oder Neo-Nazi zum Opfer gefallen ist, daß es sich bei dieser Bluttat um die erste ihrer Art seit zwanzig Jahren gehandelt hat. Nicht zugeben kann man dagegen das, was der offizielle Redner in seinen (hauptsächlich wohl für das Ausland bestimmten) Worten hat behaupten wollen, nämlich daß Neo-Nazis und Antisemiten in Österreich Ausnahmeerscheinungen seien. Nein, davon kann nun wahrhaftig keine Rede sein. Das Gegenteil ist wahr. Denn immer wieder (in den Prozeßfällen gegen die an Massenmorden beteiligten Murer, Novak, Rajakowitsch, Verbelen, Maurer) haben ja die als Repräsentanten der Bevölkerung urteilenden Geschworenen durch ihre »Wahrprüche« unzweideutig bezeugt, daß sie Judenmord, und zwar Massenmord, kaum als strafwürdig ansehen, dagegen immer dazu bereit sind, die letzten, zufällig nicht mitvergastrten Zeugen des Massenmordes als unglaubwürdig oder als schwindelhaft abzufertigen. Diese Urteile sind im Ausland natürlich bekannt. Bekannt ist also auch die Mentalität derer, die solche »Wahrprüche« gefällt haben. Und wenn nun dort diejenigen, die Mördern oder Mitmördern grundsätzlich ihre Freiheit zurückschenken, als indirekte oder virtuelle Mörder oder Mitmörder, mindestens als nachträgliche Komplizen, eingestuft werden, dann ist das wahrhaftig nicht erstaunlich. Aus diesem Grunde, so fürchte ich, wird das amtliche Argument, daß die *eine* Bluttat, die im Zusammenhang mit dem Falle Borodajkewycz stattgefunden habe, *die* Ausnahme

gewesen sei, die die Regel bestätige, nur sehr zaudernde Zustimmung finden können.

Das Reifezeugnis

Die GIs, die in oder über Vietnam ihre militärischen Pflichten gewissenhaft erfüllt haben, die genießen, nicht anders als die GIs nach dem zweiten Weltkriege, Privilegien. Nun haben sie nicht nur Anspruch auf Kredit für Hausbau, sondern sogar auf die Finanzierung ihrer college education — was bedeutet, daß alle diejenigen, die in Vietnam mitgemordet, mindestens durch Nichtverweigerung des Wehrdienstes in der Zeit des Vietnamkrieges ihre Mordbereitschaft offiziell nachgewiesen haben, dadurch automatisch ein Reifezeugnis in ihrer blutigen Hand halten, ein Zeugnis nämlich, das ihnen bestätigt, daß sie nun fortgeschritten genug sind, um das Studium der Philosophie oder der Theologie oder der Jurisprudenz gratis aufzunehmen. — Und da wagt man noch, denjenigen Philosophen, die die Voraussetzungen der Kultur »mörderisch« nennen, nachzusagen, daß sie übertreiben!

Ein reizvoller Platz

Daß sein Vaterland fast stets im Recht sei, daran zweifelte Kardinal Spellmann nicht. Aber wenn das einmal doch nicht der Fall sei, wenn sein Vaterland einmal unmoralisch handeln sollte — nein, einen legitimen Anlaß zum Widerspruch oder gar zum Widerstand würde das nicht darstellen, auch einem unmoralischen Amerika habe man die Treue zu halten. Ausdrücklich hat sich Kardinal Spellman auf Stephen Decatur's Prinzip der Unmoralität berufen. »I repeat«, hat er zur Vietnam-Politik Johnsons erklärt, »may my country ever be right, but right or wrong — my country.«* Das Schauspiel dieses hinter dem breiten Rücken eines chauvinistischen Naval Comman-

* Ich wiederhole, hoffentlich ist mein Land immer im Recht, aber gleich ob Recht oder Unrecht — es ist mein Land. »Commenweal« (eine katholische Zeitschrift), 3. 6. 1966.

ders Deckung nehmenden höchsten Kirchenfürsten hat Seltenheitswert; sollte der Nachwelt also nicht vorenthalten bleiben.

Segen des Reproduktionszeitalters I

Daß in allen der Freien Welt freiwillig zugehörigen Ländern Erscheinungen auftreten, die einander ähneln, das ist nicht verwunderlich. Was Vietnam recht ist, das ist Thailand billig. Auch dort haben die Reproduktionstechniken dem Volke nun demokratische Chancen, nämlich solche der Teilnahme an der Kultur, eröffnet, von denen kein Siamese früher zu träumen gewagt hätte. Während seit Jahrtausenden und bis vor kurzem öffentliche Köpfungen immer nur von einer sehr beschränkten Gruppe von Zuschauern hatte gegossen werden können: eben von denjenigen, die auf dem Markt Platz fanden, nein eigentlich nur von denen, die auf Parterresitze Anspruch hatten, werden diese kulturellen Darbietungen, da sie nun über das Fernsehen ausgestrahlt werden, wirklich jedermann zugänglich gemacht. Ohne Ansehen der Person, des Standes, des Alters, des Geschlechts können nun alle: Männer und Frauen und Kinder, Gesunde und Kranke, auch die Anrainer in Laos, sogar die Nachbarn in Vietnam, miterleben, wie es aussieht, wenn die Gerechtigkeit exekutiert wird. — Daß es für viele der Zuschauer eigentlich schon nicht mehr erforderlich wäre, solche Rechtsverwirklichungen in Bildform vorgesetzt zu bekommen, da sie ja Ähnliches bereits in the flesh, oder richtiger: in the blood,* kennengelernt haben, das steht auf einem anderen Blatte.

Segen des Reproduktionszeitalters II

Und da gibt es noch Kulturkritiker, die die Kühnheit haben, gegen die Gefahren der Reproduktionsmethoden und der Massenmedien zu predigen. Schon vor sieben Jahren, im Jahre 1960, hatte Diem die von ihm arrangierten Folterungen und Morde an Bauern filmen lassen und die Bevölkerung dazu eingeladen (bzw., da Kultur unter seiner Herrschaft natürlich obligatorisch war, dazu gezwungen), sich

* in Fleisch und Blut

diese Filme, also die Abbildungen seiner Mordtaten, anzusehen. In einem dieser übrigens gratis gezeigten Kulturfilme exzellierte Frau Ut Lep, die Gattin des im Kampfe gegen die Franzosen als Résistance-Held bekannt gewordenen Lep. Diese Frau zeichnete sich zwar nicht wie andere Filmschauspielerinnen durch Schönheit oder Begabung aus, oder etwa dadurch, daß sie sich entblößte – derartiges hatte sie wahrhaftig nicht nötig, da man ihr die Chance verschaffte, etwas aufzuführen, was in solcher Naturwahrheit darzustellen noch keinem Filmstar vor ihr vergönnt worden war: Sie durfte nämlich für das Filmteam, das Diem ausgeschickt hatte, den abgesäbelten Kopf ihres Mannes in die Höhe heben und aller Welt zeigen, also eine Salome-Szene in the flesh aufführen; bzw. sie wurde dazu gezwungen.

Die Beantwortung der Frage, aus welchem Lande die im Rahmen der Wirtschaftshilfe für Südvietnam gelieferten Apparate kamen, erübrigt sich. Wer an weiteren Einzelheiten interessiert ist, der kann diese im Buche von Burchett ›Special War Special Defense‹ Chapter 1 nachlesen.

Die Rettung

Der wirklich Feinfühlige ist natürlich, um seine Mitmenschen zu verstehen oder um deren Wünsche zu erfüllen, auf ausgesprochene Worte nicht angewiesen. Vielmehr ist er fähig, Wünsche von deren Augen oder deren Gesten abzulesen. Über derart ganz Subtile berichtet uns die Wiener ›Arbeiterzeitung‹ vom 12. April 1967. Es handelt sich da um zwei Männer, die sich zusammen mit dem Hauptsturmführer Paul Rieter vor einem Münchner Gericht dafür zu verantworten hatten, in einer der letzten Kriegswochen zehn Juden und einen Russen – im Vergleich mit den bei Kriegsverbrecherprozessen üblichen Ziffern eine zugegebenermaßen bescheidene, um nicht sogar zu sagen: menschenfreundliche, Zahl von Ermordeten – umgebracht zu haben. Nur der Hauptsturmführer, so verteidigte sich einer der diesem damals Unterstellten, habe eigentlich Schuld getragen. Und zwar deshalb, weil dieser Hauptsturmführer – und damit bin ich bei der Feinfühligkeit, mit der ich begonnen habe – mit einer unmißverständlichen Handbewegung angeordnet habe, die Juden zu erschießen. Daß sie, die Untergebenen, nicht so unhöflich hätten sein dürfen, diese Handbewegung, die doch offenbar ihm und

seinen Kameraden gegolten habe, einfach als Luft zu behandeln, und dies um so weniger, als sie diese Bewegung ja verstanden hätten, das werde man doch wohl einsehen.

Wozu man nur bemerken kann: Solange es noch Menschen gibt, die auf plumpe Kommandos nicht angewiesen sind, weil sie indirekte Andeutungen und Gesten in genaue Befehle zu übersetzen verstehen, so lange schwebt unsere abendländische Humanität noch nicht in der Gefahr ihres Unterganges.

Das Reue-Geschäft

Wie wir aus der Süddeutschen Zeitung vom 23. 5. 1966 erfahren, hat der Rheinmetall-Konzern zweieinhalb Millionen an Personen gezahlt, die er in der Nazizeit als Zwangsarbeiter in der Rüstungsindustrie beschäftigt hatte, und von denen es sich herausgestellt hat, daß sie erstaunlicherweise und jedem Programm zuwider doch noch am Leben sind. Da klagt man über mangelnde Bewältigung der Vergangenheit. Wenn das nicht eine großzügige Wiedergutmachung und eine imponierende Bewältigung der Vergangenheit ist!

Nichts dergleichen. Denn diese Buße für ihre damalige Teilnahme an Terror und Mord hat die Firma allein deshalb bezahlt, weil sie aus den Vereinigten Staaten einen Rüstungsauftrag für den Vietnamkrieg in der Höhe von 300 Millionen erhalten hat, und weil dieser Auftrag an die Bedingung geknüpft war, die Wiedergutmachungszahlung von zweieinhalb Millionen vorher zu erledigen. Leicht ist es nicht, zu entscheiden, welcher der zwei Mörder der üblere ist: ob der heutige in den Vereinigten Staaten, der den gestrigen nur unter der Bedingung der Bereuung seines gestrigen Mordes geschäftlich zum Zuge kommen läßt; oder der gestrige in der Bundesrepublik, der, um auch heute wieder etwas ›schlechtmachen‹ zu dürfen, dazu bereit ist, den ›Wiedergutmacher‹ für die gestrigen Übeltaten zu spielen.

Rüstungsindustrie und Entrüstungsindustrie

Seit den Balkankriegen ist es allgemein akzeptierter Usus, daß einander bekämpfende Armeen Waffen von gleichen Firmen be-

einmal natürlich in internationalen Gewässern) geentert haben, die Erklärung abgegeben, daß jene offizielle Version des sog. Tonking-Zwischenfalls im Jahre 1964, bei dem angeblich die Nordvietnamesen ein amerikanisches Schiff in internationalen Gewässern angegriffen hätten, natürlich nicht ganz wörtlich genommen zu werden brauche; daß vielmehr der offizielle Resolutionstext, der von der angeblichen Tatsache der Attacke auf das amerikanische Kriegsschiff ausging und der dann die Unterlage für die präzedenzlose Delegation der de facto-Kriegsvollmacht an den Präsidenten gewesen sei, bereits fertig formuliert gewesen sei und vorgelegen habe, noch *ehe* der Zwischenfall stattgefunden habe.

Die Leidenschaft für Wahrhaftigkeit geht nunmehr also so weit, daß man, statt zu lügen, amtlich und für die Massenmedia, auf seine früheren eigenen Lügen, sogar auf diejenigen, die man dann zur Basis der gesamten Außenpolitik machte, den Finger legt. Darf man mehr verlangen?

Der Widerruf

Noch einmal: In jenen Ländern, in denen wir alles aussprechen dürfen, in denen wir sogar die Erlaubnis haben, die offizielle Politik unserer Regierungen kriminell zu nennen, genießen wir diese Freiheit nicht etwa deshalb, weil Freiheit das Prinzip der Machthaber wäre; sondern deshalb, weil diese uns verachten; weil sie nämlich überzeugt davon sind, daß das Aussprechen der Wahrheit ein *flatus vocis* bleibe und nicht das mindeste in der Welt verändere. Die Diktatoren, die uns den Mund verbieten, beweisen damit, daß sie uns ungleich höher respektieren.

Aber stimmt das noch?

Unterdessen ist nämlich doch die Frage aufgetaucht, ob diese neuartige Freiheit sich immer rentiere, ob nicht zuweilen doch ein Rückgriff auf altbewährte Zensurmaßnahmen vorzuziehen wäre, ob es nicht z. B. opportuner wäre, dem amerikanischen und dem Weltpublikum diejenigen Bilder, auf denen zu sehen ist, wie US Forces die vietnamesische Bevölkerung foltern und töten, doch vorzuenthalten. So teilt uns z. B. Arnoni in der Juli/August-Nummer seiner bis zur Tollkühnheit wahrhaftigen *»The Minority of One«* mit, daß ein amerikanischer Abgeordneter, Long, dem Kongreß im Mai vor-

geschlagen habe, seine Zeitschrift wegen Verratsverdacht untersuchen zu lassen. —

Was war der akute Anlaß? Was, in Longs Augen, das *corpus delicti* des eventuellen Verrats?

Ein Photo, das zeigte, wie ein mit Stricken an einen Panzerwagen gefesselter Vietnameser von Amerikanern durch ein Stoppelfeld zu Tode geschleift wird. Nein, nicht eigentlich dieses Photo selbst (denn das war anderswo auch schon veröffentlicht worden), sondern eine Synopsis, in der dieses Photo nun figurierte. Arnoni habe nämlich, so betonte der Congressman skandalisiert, dieses Bild absichtlich neben ein anderes gestellt, neben das eines zu Tode geschleiftes Polen. Und da es Nazis gewesen seien, die diesen Polen mit dieser Methode umgebracht hätten, wolle Arnoni mit Hilfe seiner Synopsis — was Mr. Long nicht alles merkt! — gewiß nahelegen, daß das Auftreten der Amerikaner in Vietnam mit dem der Nazis in Polen verglichen werden dürfe; nein, vermutlich sogar den Leser zu dem schändlichen Gedanken verführen, daß sich die Amerikaner in Vietnam nicht anders benähmen als sich die Nazis in Polen benommen hätten. Und die Verführung zu einer solchen Gleichsetzung kommt eben einem Verrat sehr nahe.

Nun, Arnoni gehört zu den Männern, die über Schwierigkeiten oder Gefahren, in die sie selbst hineingeraten, allein dann berichten, wenn sie überzeugt davon sind, aus diesen Schlüsse allgemeiner Art ziehen zu können. Tatsächlich ist die Erkenntnis, zu der Arnoni uns verhilft, von dieser Art. Bei der näheren Durchprüfung seines Falles machte er nämlich die Beobachtung, daß in jenen Zeitungen und Zeitschriften, die in den letzten Jahren *»atrocity shots«* generös und bedenkenlos hatten veröffentlichen können, diese Bilder zu verschwinden beginnen. Außerdem, daß die Nachrichtenagenturen, vielleicht unter *Pression*, derartige Photos immer weniger auf Lager zu führen scheinen. Freilich, so erläutert Arnoni, beziehe sich diese Zensur oder Vorzensur bisher fast ausschließlich auf Bilder, der Ebbe in Photos entspreche noch keine in Meldungen, die sprachlichen Schilderungen der Eskalation und der durch diese verursachten Leiden dürften noch weiter publiziert werden. Das scheint im ersten Augenblick verblüffend, denn Texte können ja immerhin Zusammenhänge sichtbar machen, während Bilder nur Partikulares abbilden, Einsichten also nicht fördern. Trotzdem ist es wahr, daß die Gefahr, die

* Greuelbilder

Bilder in sich bergen, heute als größer gilt als die Gefahr, die Texten innewohnt. Die Fähigkeit, sich beim Lesen von Texten wirklich etwas Handgreifliches vorzustellen, haben die meisten unserer Zeitgenossen eingebüßt, wir leben im Zeitalter eines systematisch produzierten ›nachliterarischen Analphabetismus‹, mit dessen Hilfsmitteln (Photos, Reklamebildern, TV, Filmen etc.) Texte nicht mehr konkurrieren können. Und daß das weniger Eindrucksvolle und weniger Gefährliche der Kontrolle später unterworfen wird als das Eindrucksvollere und Gefährlichere, das liegt ja auf der Hand.

Andererseits gilt die Gefahr natürlich als extrem, wenn Bildern zusätzlich noch jene Qualität innewohnt, die eigentlich nur Texten zukommt: nämlich die Fähigkeit, Einsichten und Übersichten zu ermöglichen und das Verständnis von Zusammenhängen zu vermitteln. Und das ist nun der Fall, wenn Bilder durch Konfrontierung mit anderen Bildern, also durch Synopsis, plötzlich zu ›sprechen‹ beginnen. Im Falle Arnoni sind die zwei Bilder der zu Tode Geschleiften nicht nur Bilder, sondern sie werden durch ihre Gegenüberstellung zu zwei Stücken einer Gleichung; einer Gleichung, die lautet: ›Angriff auf Vietnam = Angriff auf Polen‹. Da die Wahrheit im ›Ganzen‹, mindestens im Zusammenhang besteht, ist durch die einen Zusammenhang sichtbar machende Synopsis eine Wahrheit verraten; und verraten sogar an den sonst nur an blödes Anstarren von Einzelbildern gewohnten Analphabeten. Kein Wunder also, daß Arnonis Synopsis als des Hochverrats verdächtig bezeichnet wird.

*

Hatte man bis vor kurzem geglaubt, daß man der Wahrheit ad lib. freie Bahn lassen könne, da es ja für die in ein Konsumpublikum verwandelte, also total korrumpierte, Bevölkerung doch nichts mehr gebe, was diese nicht als Unterhaltungsware verschlänge, also auch keine Wahrheit, auf die sie ernsthaft reagieren würde, so scheint man nun doch zu befürchten, daß die Rechnung nicht ganz aufgehe, daß man die Perfektion der Korruptiertheit des Publikums überschätzt habe, kurz: daß es praktisch wäre, einen kleinen Rückzieher zu machen.

*

Mit Befriedigung stellen wir fest: der Schrecken des Congressman, der Arnoni des Verrats verdächtige, war nicht ganz unberechtigt. Offenbar gibt es doch noch Zeitgenossen, die durch die Abbildung

des Entsetzlichen aus der bloßen Publikums- und Gaffer-Rolle, in die sie hineingestoßen worden waren, wieder herausgestoßen worden sind. Offenbar ist diese Rückverwandlung aus Publikum in Menschen und Mitwisser so weit vorgeschritten, daß es nun dem Establishment erforderlich scheint, auf die alten Mittel der Zensur und der Repression zurückzugreifen und um die mehr oder minder in das Vietnam-Verbrechen miteingespannten Mitbürger daran zu hindern, zu erkennen, was sie da mittun.

So ohne weiteres erkennen wir heute ja nicht, was wir mit-tuend tun, teils deshalb nicht, weil wir räumlich und zeitlich zu weit von den Effekten unseres Mittuns entfernt bleiben, teils deshalb nicht, weil man es uns zu schwer macht, die Rolle unserer Spezialgriffe im Ganzen dessen, wozu wir unseren Beitrag leisten, zu durchschauen. Aber es hatte doch zu den Prinzipien derer, die diese Blindheit methodisch herstellen, gehört, dafür zu sorgen, daß wir, die Blindgemachten, auch unserer Blindheit gegenüber blind blieben – was sie dadurch bewerkstelligen, daß sie uns Blinde unter einer Sturzwelle von Bildern begruben und uns durch diese Bilder die Illusion verschafften, pausenlos als Augenzeugen an allem teilzunehmen.

Dieses Mittel: Menschen mit Hilfe von Bildern blind zu machen, scheint sich nun allmählich zu rächen. Jedenfalls benehmen sich heute bereits Hunderttausende völlig anders als gestern und vorgestern. Der dialektische Umschlag ist frappant. Statt als verblendete Augenzeugen vor dem Bildschirm zu sitzen, beweisen sie plötzlich durch ihr neues Benehmen, durch ihre Massenteilnahme an der Spring Mobilization, daß ihnen mit Hilfe der Fernsehbilder und jener anderen pictures, durch die sie eigentlich hatten vollends blind gemacht werden sollen, das Augenlicht zurückgegeben worden ist. Als Publikum hatte man sie zum Bersten mit Bildern angefüllt; die Hülle ist gesprungen, und aus ihr steigen nun Menschen, die sich statt weiter nur zu konsumieren, auf teach-ins und Massenveranstaltungen einlassen, auf Veranstaltungen, die schon nicht mehr nur dem Typ bloßer Demonstrationen zugehören, sondern bereits Vorformen wirklicher Aktionen darstellen. Wenn, wie es heute geschieht, die Konsumenten, statt Märsche nur zu konsumieren, zu marschieren beginnen, dann haben sie ein Recht darauf, neu zu hoffen. Und wir mit ihnen.

Wiedergutmachung

Als wir vor Jahren zum ersten Male davon hörten, daß die Leiber der in den Lagern Vergasten zuweilen nicht nur verbrannt wurden, sondern daß deren abfließendes Körperfett kanalisiert und zu Seife verarbeitet wurde, da wagte keiner von uns, den anderen anzublicken. Da Menschen dies von Menschen angetan worden war, schämten wir uns, Menschen zu sein. Wie hätten wir damals ahnen können, daß es eines Tages noch Schlimmeres würde geben können? Daß wir uns eines Tages noch tiefer würden schämen müssen? Aber dieser Tag ist eingetreten. Denn noch schlimmer als der Produktionsvorgang der Fettgewinnung, an dem die zu dieser Arbeit Gezwungenen vermutlich wenig Vergnügen gefunden hatten, noch schlimmer als der ist der Witz, der mehr als zwanzig Jahre später an diese Fettgewinnung anknüpfte. *Wiedergutmachung ist*, so lautet dieser Witz, den ein Unteroffizier der Bundeswehr, und nicht etwa im Kasino, sondern im Ausbildungsunterricht, also seinen Rekruten, erzählte — man möchte sich die Ohren verstopfen, um das Beifallsgrölen nicht hören zu müssen — *Wiedergutmachung ist, wenn man oben ein Stück Seife hineinsteckt, und unten kommt ein Jude heraus.** Die Infamie dieses Witzes ist zwar unauslotbar. Erkennbar ist aber doch, daß der Witzerzähler

- die Verarbeitung der Juden zu Seife blinzeln zugibt;
- diese Produktion als einen so lustigen Vorgang unterstellt, daß dieser — warum nicht? — zur Abwechslung auch einmal in umgekehrter Richtung ausprobiert werden kann;
- den Haß auf die Wiedergutmachung dadurch bewältigt, daß er diese verhöhnt.

*

Ob auch dieser Infamie eine noch infamere wird folgen können?

Zielverfehlung als Ziel

Vom Erzeuger aus gesehen, hat jedes Geschoß zwei Tugenden: Die erste Tugend teilt es mit allen Genußmitteln. Sie besteht darin, daß keines ›vorhält‹, daß jedes vielmehr durch den ersten Gebrauch

* ›Der Stern‹, 22. 1. 67, S. 103. — Unteroffizier Lehmann, der Witzerzähler, ist unterdessen an die Kampftruppenschule Hammelburg versetzt und zum Stabsunteroffizier befördert worden. (Ebenda S. 104)

bereits aufgebraucht wird. Aus diesem Grunde erfordert jedes sofortigen Ersatz, wodurch es Weiterproduktion in Gang hält.

Aber diese Konsummittel-Tugend ist nur die Vorstufe zu seiner wahren Tugend. Von den meisten Geschossen gilt nämlich, daß sie verbraucht werden, ohne daß sie wirklich ein erstes Mal ›gebraucht‹, im Sinne von ›verwendet‹, worden wären. Denn die meisten Geschosse verfehlen ja ihr Ziel. Von der Rüstungsindustrie aus gesehen, verfehlen freilich die ihr Ziel verfehlenden Geschosse ihr Ziel durchaus nicht. Denn je mehr von ihnen nicht treffen, um so mehr müssen hergestellt werden. Wenn jeder Schuß ein Treffer wäre, wenn sich der widerwärtige Spruch, der zu Beginn des Ersten Weltkrieges in Deutschland als Abzählreim beliebt war: ›Jeder Schuß ein Russ‹ bewahrheiten würde, dann wäre dadurch die Rüstungsindustrie tödlich getroffen. Wahr ist vielmehr, daß immer nur jeder tausendste Schuß trifft. In der Tat gilt von der Rüstungsindustrie dasselbe wie von der Natur: so wie diese Millionen von Samen und Eiern verschwendet, ehe ihr ein Treffer gelingt, also eine Befruchtung, die zur effektiven Entstehung eines neuen Lebewesens führt, so ›verschwendet‹ die Vernichtungsindustrie Millionen an Geldern und Materialien, ehe ihr ein wirklicher Treffer, also die effektive Tötung eines Menschen gelingt. Amerikaner haben berechnet, daß 52 000 Dollar erforderlich sind, um einen einzigen Viet Cong vom Leben zum Tod zu befördern.

(Daß diese Summe das Vielfache dessen ist, was erforderlich wäre, um ihm und seiner Familie Haus und Arbeitsgeräte, kurz: eine anständige Lebensbasis, zu verschaffen, das steht auf einem anderen Blatte.)

Zwischenfälle

Der Wiener Kurier meldet am 29. 7. 1967, daß Präsident Johnson ad hoc eine ›Sonderkommission zur Untersuchung der Ursachen der Rassenzwischenfälle‹ gebildet habe und dieser geheime Polizei-Akten übergeben werde, damit die Mitglieder dieser Kommission ›herausfinden können, ob die Unruhen spontan oder organisiert waren‹.

Die Alternative ›spontan oder organisiert‹ ist rührend. Unter einem ›spontanen Ereignis‹ versteht man natürlich eine völlig ungeplante, unorganisierte, eruptionsartige und deshalb unschuldige Katastrophe. Da nun aber Menschen niemals einfach nur Naturobjekte oder

Naturkräfte sind, da es deshalb diese Spontaneität und die ›Unschuld‹ unter Menschen niemals gibt, steht die Entscheidung der Kommission von vornherein fest: die ›Zwischenfälle‹ müssen geplant gewesen sein, sie müssen organisiert worden sein, es muß ›Rädelsführer‹ gegeben haben – kurz: die Neger müssen schuldig sein.

Nicht weniger rührend als die Alternative ›spontan oder geplant‹ ist der Ausdruck ›Zwischenfälle‹ (›incidents‹), da dieser ja unterstellt, daß die ewige Perpetuierung des status quo eigentlich das Selbstverständliche sei, daß mithin, was sich da abgespielt habe, eo ipso sich nur ›dazwischen‹ abgespielt haben könne.

*

Ebensogut könnte Johnson natürlich Sonderkommissionen damit betrauen, zu untersuchen, ob die Schulmisere der 20 Millionen Neger oder deren Arbeitslosigkeit oder deren Wohnungselend oder die Rattenplage – kurz: ob die Übel, unter denen die Farbigen zu leiden haben, ›spontan‹ aufgetreten seien, oder ob diese etwa ›organisierte Zwischenfälle‹ darstellen.

Da die Antwort ›organisiert‹ für Johnson eo ipso gleichbedeutend mit ›schuldig‹ ist, dürfen wir ihm vielleicht die persönliche Frage vorlegen, ob die Eskalation und die Verwendung von Napalm in Vietnam ›spontan‹ vor sich gehe, oder ob etwa auch diese ›Zwischenfälle‹ der Klasse der üblen: nämlich der geplanten, Katastrophen zugerechnet werden müssen. –

Seine Sonder-Untersuchung kündigte Johnson übrigens an dem selben Tage an, an dem er dem amerikanischen Volke mitteilte, der folgende Sonntag würde ein ›Tag des Gebets‹ sein. Muß uns diese Ankündigung nicht ängstlich machen? Ich jedenfalls fürchte, daß diese Gebete ›Zwischenfälle‹ bleiben werden, und sogar solche, die, da sie ja von Johnson empfohlen sein werden, nicht ganz spontan himmelwärts steigen werden. Eine Kommission zur Prüfung dieser Gebete wäre angezeigt.

Drei Zeugen

Die Nachricht, die durch viele Blätter der ganzen Welt gegangen war, derzufolge General Eisenhower des Landesverrats verdächtigt

und deshalb vor das House Unamerican Activities Committee zitiert worden sei, hat sich schließlich doch nicht bestätigt. Von der Zitierung, die zuerst durchaus plausibel geklungen hatte, da ja General Eisenhower in seinem Buche ›Mandate for Change‹* der Überzeugung Ausdruck gegeben hatte:

›Wenn freie Wahlen in Vietnam stattgefunden hätten . . ., würden 80 Prozent der Bevölkerung für Ho Chi Minh gestimmt haben‹, hat man vermutlich deshalb Abstand genommen, weil man dann gezwungen gewesen wäre, auch Präsident Kennedys Wort:

›Offen gesagt, ich glaube, daß kein Ausmaß von amerikanischer Militärhilfe in Indochina einen ›Volksfeind‹ überwinden kann, der die Sympathie und die heimliche Unterstützung der Bevölkerung genießt‹**

zu untersuchen; und schließlich, last but not least, auch Präsident Johnson wegen seines weltbekannten Ausspruchs:

›Ich bin dagegen, amerikanische Soldaten in den Schlamm Vietnams zu schicken und dort zur Ader zu lassen, nur um den Kolonialismus zu verewigen‹***

zur Rechenschaft zu ziehen.

Abermals Visit Beautiful Vietnam

›Reisende‹, heißt es in dem Prospekt für Dalat****, ›die auf ihre Brieftasche etwas Rücksicht zu nehmen haben‹ (›with an eye on their pocket book‹) ›werden Dalat erstaunlich billig finden. Dort gibt es auch eine Jugendherberge, in der 250 Gäste für \$ 1.30 täglich, Mahlzeiten inbegriffen, ihre Ferien verbringen können. Arrangements für Reisegruppen müssen vorher getroffen werden.‹ – Ist es, da es ja zum offenbar unausrottbaren Charakter gewisser amerikanischer boys gehört, auf ihre Brieftasche Rücksicht nehmen zu müssen, und da Dalat, wie es außerdem heißt, ›der stimulierendste und kühlfte Gebirgskur-

* S. 372

** Schlesinger, ›A Thousand Days‹, S. 322.

*** Hannoversche Presse, 31. Juli / 1. August 1965, Ausspruch von Senator Lyndon B. Johnson, 1954.

**** Vietnam National Tourist Office, 25 Ben Bach Dang in Saigon, gedruckt freilich in den USA (Clipper, Trade mark Reg. US pat. off. R-42-A, Dr-160-50). Obwohl 1961 publiziert, heute noch von Reisebüros an prospektive Asienreisende ausgehändigt.

ort in Südostasien ist, der ideale Platz für Touristen, die sich einmal zu verpusten wünschen — ist es unter diesen Umständen verwunderlich, daß sich heute so viele mittellose amerikanische boys in Reisegruppen in diese so schöne und kühle und billige Gegend spedieren lassen und sich nun in Dalat herumtreiben? Und ist es verwunderlich, daß bei solchem gewiß kaum mehr zu bewältigenden Anfall von Touristen die Organisation nun nicht mehr in den Händen des ›Dalat Tourist Office‹ liegt, sondern von einem zentralen und kompetenteren office in Washington gesteuert wird? Aber gleich, wo die Fäden zusammenlaufen und wo die Arrangements getroffen werden, was auch heute noch gilt, genau so wie es gestern gegolten hatte, ist, daß ›Besuche in die umliegenden Dörfer arrangiert werden können‹ und daß auch heute noch die Dorfeinwohner, ›these primitive but friendly people love to let the tourists join them‹ (›daß diese primitiven, aber freundlichen Leute es lieben, wenn die Touristen sich unter sie mischen‹). Eine Kleinigkeit hat sich seit der Veröffentlichung dieses Prospekts vielleicht geändert, denn wenn es in diesem geheißenen hatte, daß die treuherzigen Eingeborenen gerne Zigaretten als Gastgeschenke entgegennehmen, so ist dieser Usus heute wohl nicht mehr ganz so vorherrschend wie damals, jedenfalls spielen andere brennende Objekte im Verkehr zwischen den Touristen und den lieben natives eine größere Rolle — aber auf welche Art man den Eingeborenen ›Feuer gibt‹, ob auf diese, ob auf jene, das ist nicht so wichtig, und die neue Methode des Feuergebens erlernt sich an Ort und Stelle gewiß von einem Tag zum anderen.

Ähnliches gilt von den Jagdchancen, die der Prospekt anpreist: daß sich nämlich seit der Publikation manches verändert hat, diese Veränderungen aber nicht als ausschlaggebend gelten können. Was nicht mehr zutrifft, ist, daß die Säugetiere, denen man in der Gegend von Dalat am liebsten nachstellt, ›Tiger, Panther und Leoparden‹ seien; wahr ist es vielmehr, daß es nun Brauch geworden ist, gewisse höher rangierende Säugetiere abzuschießen. Aber nach wie vor gilt — und allein das zählt wohl —, daß dieses Gebiet als ›eines der größten Jagdareale der Welt‹ angesprochen werden darf und daß man in diesem Areal auch heute noch nach Herzenslust und ungestraft Lebewesen jagen und töten darf.

Diejenigen, deren hobby nicht im Töten besteht, mag es beruhigen, zu erfahren, daß sie, während die anderen sich der Jagd widmen, ganz in der Nähe auf ihre Kollegen warten können, ohne sich zu lang-

weilen, nahe den Cam-Ly-Wasserfällen nämlich, da sich dieser romantische Platz nicht nur fürs Photographieren (das ja schließlich auch eine Art von ›shooting‹ ist) ›ideal‹ eigne, sondern auch für ›children picknicks‹. — Auch hier mag freilich seit der Publikation des Prospekts eine gewisse kleine Veränderung eingetreten sein, da damals der Ausdruck wohl unzweideutig picknicks bezeichnete, bei denen Kinder ›frankfurter‹ oder ›marshmallows‹ rösteten, während der Ausdruck heutzutage wohl häufiger jenen Sinn angenommen hat, den Swift im Auge hatte, als er seine berühmten Ratschläge über die Verwendung irischer Säuglinge gab.

Von Günther Anders erschienen bisher:

Kafka — Pro und Contra

Die Prozeßunterlagen
1953, 3. Auflage 1967
Verlag C. H. Beck, München

Die Antiquiertheit des Menschen

Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution
1956, 3. Auflage (ungekürzte Sonderausgabe) 1961
Verlag C. H. Beck, München

Der Mann auf der Brücke

Tagebuch aus Hiroshima und Nagasaki
1959, 2. durchgesehene Auflage 1963
Verlag C. H. Beck, München

Off Limits für das Gewissen

Briefwechsel mit dem Hiroshima-Piloten Claude Eatherly
Herausgegeben von Robert Jungk
1961, 5. Auflage 1964
Rowohlt-Verlag, Reinbek/Hamburg

George Grosz

1961, Verlag Die Arche, Zürich

Bert Brecht

Gespräche und Erinnerungen
1962, Verlag Die Arche, Zürich

Wir Eichmannsöhne

Offener Brief an Klaus Eichmann
1964, Verlag C. H. Beck, München

Philosophische Stenogramme

1965, Verlag C. H. Beck, München

Die Toten

Rede über die drei Weltkriege
1965, Pahl-Rugenstein Verlag, Köln

Die Schrift an der Wand

Tagebücher 1941–1966
1967, Verlag C. H. Beck, München

«Stimmen zur Zeit»

Die aktuelle politische Reihe

PACEM IN TERRIS

Enzyklika PACEM IN TERRIS von Papst Johannes XXIII.
Rede vor der Generalversammlung der UNO von Papst Paul VI.
Geleitwort zur Enzyklika von Prof. Dr. Anton Neuhäusler
Geleitwort zur UNO-Ansprache von D. Martin Niemöller
110 S., glanzkart.

DM 4,20

Prof. Dr. jur. Harold Rasch

Die Bundesrepublik und Osteuropa

Grundfragen einer künftigen deutschen Ostpolitik
2. erweiterte Auflage, 164 S., glanzkart.

DM 7,80

Günther Anders

Die Toten

Rede über die drei Weltkriege
56 S., glanzkart.

DM 3,50

Hans Heinz Holz / Paul Neuhöffer

Griff nach der Diktatur?

Texte, Kommentare, Stellungnahmen
zur geplanten Notstandsgesetzgebung
190 S., glanzkart.

DM 5,80

Prof. Dr. jur. Helmut Ridder

Notstand '66

48 S., glanzkart.

DM 2,70

Eberhard Czichon

Wer verhalf Hitler zur Macht?

Zum Anteil der deutschen Industrie an der Zerstörung
der Weimarer Republik
Mit zahlreichen bisher unveröffentlichten Dokumenten
105 S., glanzkart.

DM 6,90

Populorum Progressio

Über den Fortschritt der Völker
Enzyklika Papst Paul VI. vom 26. März 1967
23 S., geheftet

DM 2,10

Bernd Jansen / Arno Klönne

Imperium Springer · Macht und Manipulation

mit Beiträgen von: Günther Anders · Friedhelm Baukloh
Karl D. Bredthauer · Richard Burckhardt · Klaus Ehrler
Werner Hofmann · Jürgen Holtkamp · Jörg Huffschmid
Bernd Jansen · Heinz Kulas · Arno Klönne · Reimar Lenz
Ulrich Sander · Peter Sörgel · Eckart Spoo · Conrad Taler
208 S., glanzkart.

DM 9,60

PAHL-RUGENSTEIN VERLAG · 5 KÖLN

BARBAROSSAPLATZ 2